Jacob van Artevelde.

Von

Heinrich Conscience.

Dritter Theil.

Zweite Auflage.

Münster, 1861.

Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung.

XIII.

Der Spruch der Schöppen, wodurch Ser Van Steenbeke nebst achtzig der vornehmsten Leliards auf 50 Jahre aus Flandern verwiesen wurden, ward sofort vollzogen und Artevelde als Oberhauptmann in seine frühere Würde und Gewalt wieder eingesetzt. Unter dem Zujauchzen der Bevölkerung von ganz Flandern sah er sich durch diesen Wechsel seines Geschicks in den Besitz eines unbeschränkten Einflusses und einer unbegränzten Herrschaft gesetzt. Es wäre ihm in diesem Augenblicke leicht gewesen, seine schnöden Neider und Verläumder bestrafen zu lassen und das Land zu säubern von der schändlichen Brut, die seine Schritte hemmte auf der Bahn zur Sicherstellung und Vollendung von Flanderns Erlösung und Größe; aber es lag nicht in seiner Neigung, Gewalt zu gebrauchen, so lange er auf eine andere, mildere Weise sein edles Ziel zu erreichen hoffte. Obschon er wohl wußte, was für einen Antheil mehrere seiner Neider an dem Aufstand der Leliards genommen hatten, so ließ er doch vor dem Schöppenrath nichts davon merken, in der Erwartung, daß Van Steenbeke's Fall ihnen soviel Furcht einflößen würde, um sie auf bessere Gedanken zu bringen.

Sich selbst vergessend, um ausschließlich an dem Heil seines Vaterlands zu arbeiten, begann er nach Mitteln sich umzusehn, um Flandern eine Verfassung zu schenken, die sein Bestehen auf festen Grundlagen sicherte. Er schlug vor, das Land in drei unzertrennliche Bundesgebiete zu theilen, und für jedes einen Oberhauptmann zu wählen, der mit derselben Gewalt bekleidet wäre, die ihm selbst über Gent

zuerkannt war. Brügge sollte über die Gegenden gebieten, die man das „Freie", Ost, West und Nord nannte mit ihren zugehörigen Gemeinden. Das ganze Westviertel mit der Leyseite sollte unter Ypern stehn, während das Uebrige, namentlich das Land von Waes, Audenarde und Korryk in dem Grundgebiete der Stadt Gent begriffen sein sollte. Nichts Wichtiges in Bezug auf allgemeine Landesangelegenheiten sollte fortan unternommen werden dürfen ohne die Zustimmung der drei Hauptlandschaften Flanderns, so jedoch, daß das dritte Glied sich der Entscheidung der beiden andern unterwerfen müßte; und wäre auch seine besondere Neigung derselben entgegengesetzt. Im Kriege sollte jede Gemeinde der Standarte ihrer Hauptstadt folgen, deren Regierung übrigens verantwortlich bleiben würde für die Ausführung der öffentlichen Gesetze und für die Stellung der bestimmten Anzahl Truppen sowie für die Lieferung des Kriegsproviants. In Folge dieser Einrichtung sollten die Gemeinden und Gebiete dennoch im Genusse der vollen Freiheit bleiben, sich nach ihren Vorrechten und eigenen Gebräuchen zu regieren, ohne daß die drei Vororte diese Freiheit jemals beschränken dürften, es sei denn in Zeiten großer Gefahr.

Diesen Vorschlag nahm man in ganz Flandern mit großer Freude an und Flandern wurde so ein Bundesland. Brügge und Ypern erkannten Artevelde als allgemeinen Oberhauptmann an und beauftragten ihn, selbst die beiden Oberhauptleute der andern Gebiete zu ernennen. Er wählte für Brügge Gillis Van Coudenbrouck, einen verständigen und besonnenen Bürger, und für Ypern den tapfern Ritter Ser Jan Van Houtkercke. Die Obrigkeit von Gent erlitt keine weitere Veränderung, als daß die beiden Hauptleute Peter Van den Hovene und Wilhelm Van Huse zu Schöppen erwählt und an ihre Stelle Joos Apare und Peter Van Coudenhove zu Hauptleuten von St. Michael und von St. Martin-Ackerghem ernannt wurden.

Inzwischen kam Graf Ludwig von Nevers wieder nach Flandern und sah sich nach Gewohnheit mit Ehrfurcht und unter frohen Zurufen empfangen. Von allen Seiten gab man sich die größte Mühe, den Fürsten von der Partei des

Königs von Frankreich abzuziehen, und ihn unter dieser Bedingung in den ruhigen Genuß seiner rechtmäßigen Hoheit wieder einzusetzen; aber es blieb Alles fruchtlos. Was konnte man auch von dem verirrten Ludwig hoffen? Hatte er nicht die Stimme seines eigenen Blutes zum Vortheile Frankreichs überhört und seine eigene Schwester Margaretha von Bretagne durch den Französischen König bekämpfen, verfolgen, und in gräßliches Unglück stürzen lassen, ohne ihr helfen zu wollen? Der Grund einer solchen blinden Anhänglichkeit des Fürsten an Philipp von Valois war nicht die Furcht, seine in Frankreich gelegenen Grafschaften Rhetel und Nevers zu verlieren, denn Ludwigs Gemüth war zu edel, um sich ausschließlich durch eigenes Interesse leiten zu lassen. Der wahre Grund war, daß er von Kindheit an beim Französischen Hofe in dem Gedanken aufgewachsen war, die Volksfreiheit sei ein verbrecherisches Gelüst und jeder Ritter sei vor Gott verpflichtet, aus allen seinen Kräften die Erhebung der Gemeinden zu bestreiten, als eine Empörung gegen alles gesetzliche Recht. Seine Verheirathung mit der Tochter eines Französischen Königs trug wahrscheinlich viel dazu bei, um ihn in dieser unvlämischen Gesinnung unwandelbar zu befestigen.

Aber es glückte ihm bei den Gemeinden und Obrigkeiten Flanderns in seinen Forderungen zu Gunsten Frankreichs nicht; er fand die Gemeinden, die ihm sonst die schuldige Ehrerbietung nie weigerten, in diesem Punkte so standhaft, sie wiesen seine Anfragen so kalt zurück, daß er jedesmal, nach kurzem Aufenthalte wieder unverrichteter Sache nach Frankreich zurückkehrte. Mehr als einmal hatte Artevelde alle seine Beredtsamkeit angewandt, um dem Fürsten begreiflich zu machen, wie mächtig und wie beliebt er in Flandern sein könnte, wofern er aufrichtig das Bündniß mit England, auch für seine eigene Person annehmen wollte. Ludwig blieb unüberwindlich in seiner Anhänglichkeit an Philipp von Valois. Mochte er auch oft die ungemeine Geisteskraft und wunderbare Staatsweisheit des Bürgers Artevelde anerkennen und zugleich einsehn, daß das System des weisen Mannes Flandern auf den Gipfel der Macht und des Reichthums geführt hatte, so war dies Alles doch

nicht zureichend, um ihn von dem Französischen Interesse zu trennen. Er erklärte endlich, er würde lieber für immer seinem väterlichen Erbtheil entsagen, als daß er sich mit den Feinden des Königs von Frankreich verbinden sollte.

Die Leliards und andern Unzufriedenen sahen nach der glänzenden Wiederherstellung von Artevelde's Ehre und Einfluß kein Mittel mehr, um den Oberhauptmann direkt zu bekämpfen. Viele gaben den Kampf ganz auf, und reihten sich allmählig unter die Freunde von Flandern's Wohlfahrt und Unabhängigkeit; die Andern zogen sich mit Erbitterung zurück, in der Erwartung, daß die Umstände ihnen die Gelegenheit an die Hand geben würden, den Oberhauptmann mit einiger Hoffnung auf guten Erfolg öffentlich zu bekämpfen.

Die Entmuthigung der bösen Leidenschaften schenkte Flandern eine lange Zeit der Ruhe, während welcher die Entwickelung der Industrie und des Handels sich beinahe über die Grenzen des Möglichen ausdehnte und das höchste Wohlsein sich bis in die niedrigste Hütte des Landmanns verbreitete.

Ohne daß man vermuthen konnte, welche verborgene Hand den vergessenen Feuerbrand des Gewerbezwistes aufs Neue unter das Volk geworfen hatte, entstand plötzlich in verschiedenen Gebieten des Landes eine furchtbare Gährung in den Gemüthern in Bezug auf die unentschieden gebliebenen Streitpunkte der Tuchweberei, wovon die großen Städte den Alleinhandel behalten wollten.

So hatten die Einwohner von Poperinghe eine große Anzahl Webestühle aufgestellt, um das berühmte Ypernsche feine Tuch nachzumachen, und es war ihnen damit so geglückt, daß sie in kurzer Zeit vielleicht die Ypernschen Handwerker im Gehalt der Arbeit würden übertroffen haben. Die Schöppenbank der Stadt Ypern gebot den Poperinghern, ihre Vorrechte zu ehren und die neuen Stühle zu vernichten; aber die Bürger von Poperinghe griffen zu den Waffen, und zeigten sich bereit, ihr Gewerbe gegen alle Gewalt zu vertheidigen. Hierauf ließ die Schöppenbank von Ypern den Oberhauptmann Ser Jan Van Houtkerke mit einem kleinen Heer gegen Poperinghe rücken. Nach einigen blutigen

Scharmützeln wurden die Krieger der eifersüchtigen Städte in einem schrecklichen Gefecht handgemein. Der Hauptmann der Poperingher wurde mit einer ansehnlichen Zahl der Seinigen erschlagen und ganze Schaaren Gefangener nach Ypern geführt. Hierauf wurden Langemark und Reningelst nebst dem Schlosse zu Reninghe von den Ypernern verwüstet und niedergebrannt.

Auch in andern Städten entstanden beklagenswerthe Streitigkeiten aus diesem Zwist, der ziemlich allgemein durch ganz Flandern unter den großen und den kleinen Gemeinden herrschend blieb. Die Feinde des Oberhauptmanns sahen darin ein Mittel, ihn zu bekämpfen, und schürten wo sie konnten das Feuer, das nach ihrem Erwarten bald in einen entscheidenden Bürgerkrieg ausbrechen würde.

Es gelang Artevelde, einige Städte zu einer nicht so strengen Auslegung ihrer Privilegien und zugleich viele der kleineren Gemeinden zum Respectiren der bestehenden Vorrechte zu überreden, so daß für damals dies drohende Unwetter, wo nicht ganz abgewendet, doch großentheils gestillt wurde. Daher verschwanden die Leliards und Feinde des weisen Mannes wieder für eine Zeit ins Dunkel.

Geeraert Denys war durch den Schöppenspruch machtlos gegen Artevelde geworden, und in seinem Herzen genöthigt, anzuerkennen, daß seine so lange genährte Rachsucht auf dem Boden der Politik vielleicht für lange Zeit von der gewünschten Befriedigung absehn müsse. Das Feuer der Mißgunst glühte in seinem Herzen und verzehrte seinen Körper; er wurde mager, seine Augen sanken ein, eine gelbliche Farbe verbreitete sich über sein Gesicht. —

Sehr selten verließ der Oberälteste seine Wohnung: ganze Tage saß er mit dem Kopf in der Hand am Kamin, stumm in die Asche blickend und einigen Trost suchend in Träumen der Rache und Bosheit. Begab er sich zuweilen auf die Straße, so war es meist des Abends, um mit Muggelyn und andern heimlichen Werkzeugen seines Hasses sich gegen den Oberhauptmann auszulassen und schändliche Verläumdung gegen ihn zusammen zu brauen.

Gegen seinen Sohn Lieven war Denys äußerst barsch, wenn er ihn anredete, etwas, das jetzt sehr selten geschah;

und da er den Jüngling grausam zurückstieß, so oft dieser ihn zu trösten suchte, ward dieser endlich von Furcht ergriffen und trauerte im Stillen über das Leiden seines Vaters, dessen wahren Grund er nicht verkennen konnte. Es trat somit zwischen Vater und Sohn eine stillschweigende Entfremdung ein, und sie lebten in derselben Wohnung, als ob sie einander nichts mehr angingen.

Eine andere Ursache des Kummers drückte den guten Lieven nieder. Veerle hatte während der Gefangenschaft ihres Vaters die fortwährende Angst und Beklommenheit mit scheinbarem Starkmuth ausgehalten; aber nach seiner Befreiung war sie mehr als vorher in eine schmerzlose Abzehrung verfallen, bis sie endlich, auf die anhaltende Bitte ihrer Muhme und mit Lievens Zustimmung, auf einige Monate in den großen Beggynenhof gegangen war, um da als Beggyne, fern von der Welt und im Dienste Gottes zu versuchen, ob die Ruhe und die Stille ihr die verlorene Gesundheit nicht zurückschenken könnte.

Jetzt konnte Lieven seine geliebte Veerle jede Woche nur einmal auf den Sonntag besuchen, wenn er mit Frau Artevelde oder mit dem Oberhauptmann selbst den Nachmittag im Beggynenhof zubrachte. Manchmal, wenn er dem Zug seines Herzens nicht mehr widerstehn konnte, begab er sich in den Beggynenhof, um dort die Messe zu hören. Dann konnte er zuweilen einen flüchtigen Blick auf Veerle werfen, die mit gebeugtem Haupt in der Tiefe der Kirche zwischen den andern Beggynen betete oder er konnte, nach der Messe, beim Hinausgehn ein süßes Lächeln von ihren Lippen erhaschen.

An einem Nachmittag, als Lieven bereit stand, seine Wohnung zu verlassen und nach seiner Gewohnheit die Niederschelde entlang zu gehen und zu träumen, wurde die Vorderthür gewaltsam aufgerissen und sein Vater erschien im Zimmer mit dem Ausdruck äußerster Wuth auf dem Gesichte. Er schloß die beiden Thüren des Zimmers und dann mit glühenden Augen auf Lieven zugehend zeigte er ihm drohend die Faust mit den Worten:

„Ha, es ist also wahr, daß ich eine Schlange in meinem Busen erwärmt habe! Von meinem eignen Sohn mußt'

ich den Todesstoß erhalten! Wird mein Blut vom Feuer des Zorns verzehrt, klafft ein Grab vor meinen Füßen, Du, Du mußtest es sein, der mir die Flamme im Busen entzündete, der mein Grab öffnete! Aber Dich wenigstens kann meine Rache zermalmen . . . . auf dem Sterbebette selbst wird mein Mund noch Kraft genug behalten, um einen entarteten Sohn zu verfluchen . . ."

Lieven sprang erschrocken von seinem Stuhl und wich zitternd zurück. Das verzerrte Gesicht seines Vaters flößte ihm nicht geringern Schauder ein, als die entsetzliche Drohung, die ihm wie ein Donner ins Ohr dröhnte. Flehend erhob er die Hände und sprach:

„O Vater, man hat Dich getäuscht, wahrlich; ich habe nichts gethan, was Deinen Zorn rechtfertigt. Gnade, Gnade, höre mich an, ehe Du fortfährst."

„Scheinheilige Natter!" versetzte der Oberälteste „fähig, in der Stille den Kopf Deines Vaters an den Tyrannen zu verkaufen, fähig, ihn selbst auf das Schaffot zu führen und sein Leben seinen Feinden zu überliefern."

„O, halt' ein, halt' ein!" rief Lieven. „Was Du sagst, ist schändlich . . . selbst mein Vater hat nicht das Recht, mich so blutig zu höhnen! Wer Dir so etwas gesagt hat, ist ein verächtlicher Verläumder!"

Bei diesen Worten hatte Lieven das Haupt erhoben. Das Uebermaß der Ungerechtigkeit seines Vaters hatte ihn aus seiner Angst emporgerafft; er nahm jetzt eine kühnere Haltung an und trat entschlossen zu seinem Vater, indem er sagte:

„Wohlan, wenn ich schuldig bin, so verdamme mich, aber Du wirst mir doch erst deutlicher sagen, welche Missethat ich gegen Dich verübte; und kann ich Dir beweisen, daß man Dich getäuscht hat, dann wirst Du, hoffe ich, so gerecht sein, und mein Haupt von den schrecklichen Vorwürfen entledigen, mit denen Du es beladen hast."

„Ha" rief Denys „weil Dein Vater unglücklich ist und leidet, darum wagst Du so keck zu ihm zu sprechen und ihm Lehren zu geben; aber wir werden gleich sehen, Entarteter, was Du vorbringen kannst zur Entschuldigung des allerschnödesten Verraths. Kennst Du Jan Sporrelinck?"

„Ich kenne ihn, er war mein Freund, bevor er sich zur Bosheit verführen ließ."

„Mich lieben, ist Bosheit, nicht wahr?" fuhr der Oberälteste mit neuer Wuth heraus „mich bekämpfen und dem Tyrannen anhangen, das allein ist Tugend! Mich verrathen und verkaufen, wie Du es gethan hast, das ist Heldenmuth und Vaterlandsliebe! Es ist bereits lange her und Du hast bis jetzt darüber schweigen und heucheln können! Ein besonderer Zufall mußte mir Deine Falschheit offenbaren. — Du bist es also, der dem Oberhauptmann Kenntniß von unserm Plan gegeben hat, in dem Augenblick, wo wir im Begriff waren, das Volk aus der schändlichen Sclaverei zu erlösen? Und wahrscheinlich hast Du dann auch gesagt, daß Dein Vater der vornehmste Anführer des Aufstandes war; Du hast ihn verrathen und in die Hände seines Erzfeindes überliefert; — und er, er hat mir Gnade erwiesen . . . . bis es ihm gefällt, mein Haupt auf das Schaffot rollen zu lassen . . . . Ach, dieser Gedanke zermalmt mir das Herz! — Welche Strafe würde groß genug sein, um Deinen Vatermord zu büßen? Der Tod? Nein, der Tod allein wäre zu süß; meinen Fluch hast Du verdient!"

„Ach, um Gottes Willen, Vater, höre mich" fiel Lieven ihm in die Rede „und dann urtheile. Es ist wahr, ich habe das Geheimniß der Verschwörung zufällig im Munde von Jan Sporrelinck überrascht und es Meister Ghelnoot Van Lens mitgetheilt, damit er Maßregeln treffe, um den Anschlag gegen Meister Artevelde und gegen die Wohlfahrt Flanderns zu vereiteln; aber niemals ist der Name meines Vaters über meine Lippen gegangen, um etwas zu sagen, das Dir Schaden bringen könnte. Ich habe viel gehört und gesehen, viel gelitten und ausgestanden, und doch habe ich niemals über meinen Vater geklagt weder zu Meister Artevelde noch zu Beerle noch zu Jemand anders. Ich bin leider überzeugt, daß Du irrst. Es steht mir jedoch nicht zu, über meinen Vater zu richten; ich ehre ihn auch in seiner Verirrung. Aber daß ich die Hand bieten soll zum Falle meines Vaterlands; daß ich den Helden nicht beschützen soll, dessen Größe Jedermann in Erstaunen setzt, dessen Güte mich mit Bewunderung erfüllt, — soweit kann ich das

Herz, das Gott mir schenkte, nicht verläugnen. Ich habe den Anschlag dem Hauptmann von St. Nikolaus entdeckt und damit, glaube ich, eine heilige Pflicht erfüllt; — doch Dich, mein Vater, habe ich immer entschuldigt, wo Verdacht gegen Dich sich erhob. Für ein solches Verfahren, obschon es mit Deinen Ideen vielleicht nicht zusammenstimmt, kannst Du mich doch nicht mit der gräßlichen Strafe beladen, womit Du mich bedrohst. Der oberste Richter ist Gott; er würde Dein ungerechtes Urtheil vernichten!"

Während Lieven mit würdiger, aber ehrerbietiger Ruhe und mit freundlicher Stimme diese Worte sprach, lief der Oberälteste murmelnd im Zimmer auf und nieder, wie Jemand, der einer lästigen Ueberzeugung entfliehen will. Er fühlte sich tief verwundet durch die gemessene Sprache seines Sohnes, die ihm keine Gelegenheit darbot, wie er es gewünscht hatte, in bittere Vorwürfe und Verfluchungen auszubrechen, und die Lieven in Wahrheit über seinen Vater erhob, soweit die kalte Vernunft über die blinde Leidenschaft erhaben ist.

Geeraert Denys blieb endlich vor seinem Sohne stehn und sagte in einem ganz andern Ton:

„Nun, der Verrath ist einmal verübt und nöthigen Falls würde ich diese That vergessen können; aber unser gegenseitiges Verhältniß kann nicht länger so fortdauern. Meine Freunde fliehen vor mir und fürchten mich; ich verliere alle Achtung und allen Einfluß, weil man mich in Verdacht hat, geneigt zu sein, mich durch dich mit Artevelde zu versöhnen . . . ."

„Ach! Wie wollte ich Gott danken, wenn dieser Verdacht begründet wäre!" rief Lieven begeistert aus.

„Mich mit Artevelde versöhnen!" spottete der Oberälteste bitter „mit ihm, der mich meines Rechts beraubt hat, mit ihm, der mich unter seinen Hochmuth gebeugt hält? Eher risse ich mir das Herz aus dem Leibe, um es zwischen zwei Steinen zu zermalmen. Nein, nein, der Kampf zwischen mir und dem Tyrannen ist nicht zu Ende. So lange mir ein Tropfen Blut in den Adern bleibt, soll er erfahren und empfinden, daß ich lebe! Das Rad des Glücks hat mich niedergeworfen; aber dieses Rad dreht sich fortwährend und

es führt wohl auch einmal den Schwächsten nach Oben. Er wird dann erfahren, wie die Galle schmeckt, die sich nun seit Jahren in meinem Busen sammelt; er soll kriechen vor meinen Füßen, vergebens um Gnade bitten für sich selbst, für Alles, was ihm theuer ist, für Jeden, der ihn zu achten oder zu lieben wagte. Ich werde sein Geschlecht vernichten, seinen Namen von der Welt vertilgen oder ihn beladen mit ewiger Verachtung und Schande der Nachwelt überliefern . . . und muß meine Rache in einem Blutbade gekühlt werden, ich werde unerbittlich sein und das Schwert wie eine Sense über Flandern fahren lassen . . ."

Lieven legte zitternd die Hand auf den Mund seines Vaters und unterbrach so seine abscheulichen Racheworte.

„Ach, habe Mitleiden mit mir!" bat er flehentlich „Deine Worte durchbohren meine Seele. Bist Du es wohl, Vater, der so spricht? Ist nicht ein böser Geist zwischen uns Beide getreten, um dieses Zimmer durch unerhörte Flüche zu besudeln? Erbarme Dich meiner, Vater! Laß mich glauben, daß die Versuchung Dir solche Uebertreibungen eingab, reiße nicht so grausam das letzte Gefühl der Liebe aus meinem armen Herzen! Ich bitte, erlöse mich von dem schrecklichen Gedanken, der mich martert; widerrufe, was Du gesagt hast!"

„Widerrufen?" wiederholte Denys mit düsterer Stimme, „Nein, es gibt nicht Raum auf Erden für uns Beide; er oder ich muß verschwinden! Du scheinst betroffen über meine Rachsucht. Wüßtest Du, was ich seit Jahren leide, fühltest Du das tödtende Nagen des Wurmes, der in meinem Herzen wühlt, verzehrte auch das Feuer der Hölle Dein Gehirn, o grausamer Sohn, Du würdest den feigen Tyrannen verfluchen, der Deinen unglücklichen Vater unterdrückt und sterben macht. Du auch würdest vom Himmel verlangen, sein verhaßtes Blut fließen sehn zu können als Racheopfer für den Frevel, den er an mir, an seinen Brüdern, an dem Vaterland verübt hat — aber Du bist blind, Du betest meinen schändlichen Mörder an . . . . Ach, Du weinst, Lieven? Du fühlst Reue über Deine unnatürliche Anhänglichkeit an den Ruchlosesten aller Menschen . . ."

„Ach, ach, wozu bin ich geboren!" seufzte Lieven mit

thränenvollen Augen „o Vater, warum mich mit Gewalt zwingen, Dich zu verurtheilen! Warum hast Du Dein Herz vor mir geöffnet? Ich kann nun nicht einmal mehr in freiwilliger Selbsttäuschung eine Entschuldigung für Dich suchen. Muß ich denn die gräßlichste aller Pflichten erfüllen? Soll ich in dieser feierlichen Stunde Dir die Wahrheit sagen?"

„Wahrheit oder Lüge, sprich, ich gebiete es Dir!" rief Denys.

„O, möge Gott einen Lichtstrahl in Deinen Geist senden, Vater!" versetzte Lieven „möchtest Du mein kühnes aber ehrerbietiges Wort mit Geduld anhören, vielleicht kehrte dann wieder die Ruhe in Dein gefoltertes Gemüth und das wohlthätige Gefühl der Vaterliebe in mein blutendes Herz zurück. Du fühlst gegen Meister Artevelde einen glühenden Haß, ja Du rühmst Dich dessen. Diese jedenfalls sündliche Leidenschaft kann einigermaßen vor Gott und vor der Menschheit Entschuldigung finden, wenn eine große Bosheit dessen, der ihr Gegenstand ist, sie erzeugt hat und fortwährend nährt; aber sage mir doch, welchen Frevel hat denn der Oberhauptmann jemals verübt? War seine erste That nicht Deine Zurückrufung aus der Verbannung? Er weiß, daß Du seit jener Zeit ihm feind bist, wahrscheinlich ist ihm nicht unbewußt, daß Du seinen Fall zum Ziele Deines Lebens erwählt hast. Und doch bekenne es ehrlich, Vater, wenn es Strafen gab, hat er Dich immer geschont, geschont mit dem Bewußtsein, daß Du doch nicht aufhörtest, zu seinem Unglück thätig zu sein. Und während Du ihn tadeltest, während Du seinen Namen verfluchtest, kam nie über seine Lippen ein Wort gegen Dich, selbst keine Klage über Deine Ungerechtigkeit. Du hassest ihn aus Liebe zu Deinem Vaterland, sagst Du? Was war Flandern, ehe seine Riesenhand es erhob aus dem Abgrund der Erniedrigung und des Elends? Die Hungersnoth raffte unsre abgezehrten Brüder von der Erde weg, wir waren die muthlosen Sclaven des Ausländers; Handel, Gewerbe, Wohlstand lagen erstickt unter Unrecht und Unterdrückung .... Und jetzt, jetzt ist Flandern über alle umliegenden Länder an Macht, Freiheit und Reichthum erhoben, die Nationen der Erde rühmen unser Vaterland als Brennpunkt der

Bildung und Volksgröße! Das ist das glanzvolle Werk des weisen Mannes; — und Du solltest ihn hassen im Namen des Vaterlandes selbst? Fürchtest Du denn nicht, Vater, daß weniger edle Leidenschaften ohne Dein Wissen von Deinem Herzen Besitz genommen haben? . . . Ich darf nicht fortfahren, die Ehrerbietung hält mich zurück; aber glaube mir, Vater, Du hassest ohne Grund. Es ist etwas, das Dich verblendet; vielleicht ein Gefühl, dessen Namen sogar Du nicht ohne Scham zu nennen wagst. — Du leidest, sagst Du? Ach, Du leidest nicht allein! Könntest Du in meinen Busen sehn, welche Schmerzen mein Inneres seit so langer Zeit verzehren; könntest Du die Tiefe ermessen des Schmerzes, den ich über Deine Verirrung fühle! . . . Soll denn unser Leben bis zum Ende mit Galle und Bitterkeit getränkt bleiben, da ein einziges Wort von Dir Freundschaft, Wonne und Frieden über uns ergießen kann? Höre meine Stimme, Vater, laß die Hand Deines Sohnes das feierliche Band der Versöhnung werden zwischen Dir und dem weisen Mann. — Geh zu Meister Artevelde, bitte ihn um seine Freundschaft, er wird Dich mit offenen Armen empfangen, als einen Bruder, der zu ihm zurückkehrt . . ."

Geeraert Denys hatte mit spöttischer Geduld die Rede seines Sohnes angehört. Gleichwohl hatte er zuletzt seinem Gesicht den Ausdruck einer erkünstelten Ruhe gegeben und that so, als hätte er sich zur Mäßigung bewegen lassen. Und doch hatten niemals Haß und Zorn gewaltiger seinen Busen durchglüht. In dem gräßlichen Lächeln, welches jetzt über seine Lippen kam, konnte man den Vorboten einer größern Bosheit erkennen. Ohne Zweifel hatte er das Mittel gefunden, seinen Sohn grausam zu strafen. Er nahm ihn mit scheinbarer Freundschaft bei der Hand und sagte mit einschmeichelnder Stimme:

„Wirklich, Lieven, was die Leidenschaft mich so eben sagen ließ, liegt nicht gerade in meinem Herzen; Deine, obwohl ungegründeten und übertriebenen Worte haben mich ergriffen. Du kennst Deinen Vater nicht recht; ich lasse mich leicht hinreißen, doch ich bin unfähig meine gerechte Rache so weit zu treiben; und wäre es der Fall, daß ich über

meine Feinde triumphiren könnte, ich würde großmüthig genug sein, um den Frevel, den sie mir angethan haben, zu vergeben und zu vergessen. Was mich zuweilen in Worten über die Gränzen der Mäßigung treibt, ist die Entrüstung über den Hohn, den man Dir anthut gerade im Hause desjenigen, für dessen Wohlsein Du Alles aufopferst, auch die Ehre und das Leben Deines Vaters. Du hast mir nicht geglaubt, als ich Dir sagte, daß Meister Ghelnoot Van Lens und Jungfer Veerle zusammenhalten, um Dich zum Deckmantel ihrer verbrecherischen Buhlschaft dienen zu lassen . . . ."

„Vater, Vater, Gnade!" schrie Lieven voll Schmerz und Angst; „laß mich fliehen . . . . sprich nicht weiter; Du würdest mich zur größten Missethat zwingen; ich würde meinen Vater hassen und von Gott selbst verflucht werden..."

„Ei nun!" sagte Denys mit triumphirender Ruhe, „geh zum Hause hinaus und beruhige Deine Sinne. Ich will Dir das nicht hindern, da ich sehr gut weiß, daß Du binnen kurzem selbst erkennen wirst, daß Meister Ghelnoot und Veerle Dich schändlich betrügen."

Bevor diese Worte gesprochen waren, war Lieven bereits aus dem Hause geeilt.

Er irrte einige Zeit wie ein Vertriebener durch die Straßen, bis er endlich, ohne es zu wissen, bei den Wassermühlen stand und da mit dem Ellenbogen auf der steinernen Lehne ruhend bewußtlos in die rollenden Wellen starrte.

So blieb er etwa eine halbe Stunde in Betrachtung seines schrecklichen Schicksals versunken. Endlich verließ er die Niederschelde und stieg die Brabantstraße hinauf.

Beim Stein von Papeghem begegnete er Meister Ghelnoot Van Lens, der ihn geheimnißvoll bei Seite zog. Er holte ein Stück Pergament aus seiner Tasche, brachte dasselbe unter die Augen des Jünglings und sagte:

„Besieh diese Schrift einmal recht genau, Lieven. Erkennst Du sie wohl?"

„Mich dünkt, es ist die Hand des Oberhauptmanns," antwortete Lieven, „gleichwohl ist etwas Fremdartiges darin,

das ich nicht recht bezeichnen kann; wahrscheinlich ist es nachgemacht."

„Wahrscheinlich? Aber besieh nur einmal diese Buchstaben aufmerksam; so schreibt doch der Oberhauptmann nicht."

„In der That!" sagte Lieven, „die Schrift ist falsch; jetzt bin ich ganz davon überzeugt, und das Siegel ist sogar nicht gestempelt; es ist mit der Hand nachgeformt."

„Nun, lies einmal, was es enthält, Lieven!"

Der junge Denys überlas die Schrift und sprach dann verwundert:

„Ein Befehl von Meister Artevelde, der Dich augenblicklich nach Veurne ruft und Dich bittet, das tiefste Geheimniß über Deine Abreise zu bewahren. Was mag darunter verborgen liegen?"

„Ach, immer dasselbe, Lieven: Schleicherei und Bosheit. Was ich mir denke ist: daß man irgendwo unterwegs einen Hinterhalt gelegt hat, um mich zu überfallen, und vielleicht zu ermorden, wenn es möglich ist. Es ist die Rechnung von dem mißlungenen Aufstand, die man mir auf solche Weise ausgleichen will. Siehst Du, man läßt mir diesen Befehl den Nachmittag zur Hand stellen, damit ich des Nachts reisen muß und man verlangt von mir, meine Abreise geheim zu halten, damit Niemand vermuthen soll, daß Genter mich überfielen."

„Du wirst doch nicht nach Veurne gehen?" fragte Lieven.

„Das heißt," lachte Ghelnoot, „ich bin seit einer halben Stunde damit beschäftigt, ein Mittel zu ersinnen, um die Wölfe selbst zu fangen. Es ist freilich damit noch etwas weit im Felde. Ich bin jetzt auf dem Wege, um mit Meister Maes Van Vaernewyck darüber zu sprechen. Er soll mir rathen, was ich zu thun habe. Sage unterdessen von dieser Nachricht nichts; und findest Du mich diesen Abend um acht Uhr nicht zu Hause, so denke, daß ich nach Veurne auf die Jagd gegangen bin. Jetzt auf Wiedersehn; ich darf meine Zeit nicht verkürzen, oder es würde zu spät!"

Lieven blieb noch einen Augenblick auf dem Platze stehn; bald jedoch vergaß er, was Ghelnoot ihm gesagt

hatte, um sich dem Kummer zu überlassen, der ihn seit den Flüchen seines Vaters ergriffen hatte. Von den peinlichsten Gedanken verfolgt, durchkreuzte er mit langsamen Schritten die ganze Stadt, und befand sich gegen Abend vor dem Thor des großen Beggynenhofs, ohne zu wissen, wie er dahin gekommen war. Die Thurmglocke läutete zur Abendandacht und viele Bürger und Frauen der Nachbarschaft traten in den Hof, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Auf dem Hofplatze sah man im Halbdunkel die Beggynen aus ihren Wohnungen treten und sich nach der Kirche begeben.

Eine Zeit lang stand Lieven unbeweglich vor dem Thor, jede einzelne Beggyne mit dem Blick verfolgend, während das Herz ihm im Busen klopfte. Fortgezogen von dem unwiderstehlichen Verlangen, Veerle zu sehen und in ihrem Anschaun Erheiterung und Trost zu finden, schritt er endlich schüchtern in den Hof hinein und kam in die Kirche, als die Andacht bereits begonnen hatte.

Geheimnißvoll, ja schauerlich, war das Innere des Tempels zu dieser Stunde. Nur der Altar war durch einige Wachskerzen erleuchtet; in den übrigen Räumen herrschte ein Dunkel, worin man nur zweifelhafte Formen unterscheiden konnte. Die beiden Mauern entlang saßen die Beggynen wie Statuen, unbeweglich und stumm in Reihen geordnet. Ihre schwarze Kleidung verschmolz mit der Dunkelheit und war für das Auge unerreichbar, während ihre weiße Kopfbedeckung allein sichtbar blieb und ohne Stütze in der Luft zu schweben schien; eine ehrfurchterweckende Stille füllte die Kirche.

Lieven, der noch nie des Abends dem Gottesdienst in der Kirche des Beggynenhofes beigewohnt hatte, konnte nicht ohne vor Angst zu zittern sein Auge auf die gespensterhafte Versammlung richten. Jedesmal wandte er mit Entsetzen den Blick davon ab; und ihn ergriff zuletzt eine unbegreifliche Beklommenheit. Von seiner gereizten Phantasie hingerissen gab sein Auge dem Gestalt, was er nicht sah; er glaubte sich ins Reich der Todten versetzt und fühlte sein Herz zusammengepreßt. Hörte er hier und da ein Geräusch von einem krachenden Stuhl oder von einem Athemzuge, der seinen überreizten Sinnen hörbar wurde, dann zitterte

er, als wenn er das Gerassel eines Skeletts oder die Wehklage einer leidenden Seele vernommen.

Plötzlich kam von Oben ein himmlischer Gesang herab und verbreitete sich in langsamen Tonschwingungen durch den Tempel. Es waren Stimmen von Engeln oder von Frauen, deren Lied in einem vielstimmigen Chore auf- und abwogte.

Lieven, in Entzücken schwärmend, hob das Haupt empor und lächelte den schmeichelnden Tönen entgegen; aber die Sängerinnen blieben seinem verlangenden Blicke unsichtbar. Nur ein einziges Wachslicht ließ vermuthen, daß der Gesang von der Emporkirche ertönte.

Die allersüßeste Stimme, diejenige, welche ihre Klänge mit der stärksten Kraft zu Gott emporsandte und zuweilen ihre tiefgefühlten bebenden Töne wie glänzende Thautropfen perlen ließ, — die Stimme ließ sein Herz in seliger Empfindung hinschmelzen und goß in vollen Zügen den Balsam des Trostes in sein Herz. Er konnte es nicht verkennen: die Vorsängerin des heiligen Lobliedes war seine geliebte Veerle!

Lange lauschte er bewußtlos und träumte von einer Himmelsseligkeit, worin er vor Gottes Thron seine Stimme mit Veerle's Stimme vereinigte, — worin eine und dieselbe Flamme ewiger Liebe seine Seele mit der Seele der theuern Schwester vermischte . . . bis der Gesang zuletzt in einem lang ausgehaltenen Accorde erstarb.

Der entzückte Jüngling rührte sich nicht und hoffte noch immer neue Klänge zu vernehmen; ja er setzte das Lied in seinem Innern noch eine Weile fort.

Da er jedoch bald merkte, daß die Andacht zu Ende ging, knieete er vor der Altarbank nieder und begann ein feuriges Gebet zu Gott zu richten, indem er ihm dankte, daß er ihn an diesen Ort geführt hatte, um ihn aus dem Abgrund der tödtlichen Verzweiflung zu retten. Er fühlte jetzt sein Gemüth erleichtert; es war ihm Kraft verliehen, sein unendliches Weh geduldig zu ertragen.

Ein allgemeines Geräusch mit den Stühlen und das Aufstehen der Beggynen kündigten ihm jetzt an, daß der Abenddienst beendigt war. Er verließ gleichfalls die Kniebank

und blickte einige Zeit auf die Beggynen, die alle ihr Kopftuch abwarfen, es in eine neue Form falteten und wieder lang herabhängend über den Kopf legten, ohne diesmal ihre Gesichter zu verbergen. Als dies geschehen war, nahten sie der Reihe nach dem Weihwasser, wo Lieven stand und gingen in Ordnung zur Kirchthür hinaus. Zuletzt glänzte auch der liebreiche Blick Veerle's dem Jüngling von Weitem entgegen; sie nahte mit freudigem Erröthen und schaute ihn mit einem frohen, durchdringenden Blick an, während sie Weihwasser nahm.

„Ach, Veerle, was singst Du schön!" seufzte Lieven, „mein Herz zittert noch vor Bewunderung! . . ."

Das Mädchen beugte das Haupt, und sagte fast unhörbar: „Bis auf Sonntag, Lieven; komm etwas früh!"

Und damit ging sie in Eile zur Kirche hinaus, bereits Reue empfindend über den Verstoß, dessen sie sich gegen die Regel des Beggynenhofs schuldig gemacht hatte, indem sie in der Kirche sogar mit einem Manne gesprochen.

Der Jüngling folgte ihr auf den Hofplatz, um sie wenigstens, so lange er konnte, mit seinen Augen zu begleiten, aber in der vollständigen Dunkelheit, welche draußen herrschte, konnte er nur noch einige schwarze Schatten wahrnehmen, die in verschiedenen Richtungen der Reihe nach in den kleinen Wohnhäuschen verschwanden.

Gleich nach dem Herausgehen Lievens hatte die Küsterin die Kirche geschlossen und schickte sich gleichfalls an, das Vorderthor des Hofes zu verriegeln. Sie zeigte dem Jüngling an, daß er das Stift verlassen müßte und begleitete ihn bis ans Thor . . . . als plötzlich am äußersten Ende des Platzes sich ein schreckliches Geschrei erhob und fünf bis sechs Beggynen unter kläglichem Hülfgeschrei nach der Kirche zu gelaufen kamen. Die Küsterin antwortete darauf mit noch größerem Lärm, denn sie zweifelte nicht, daß ein gräßliches Unglück geschehen sein mußte, da die immerwährende Nachtruhe des Hofes durch solch ungemeines Wehklagen gestört wurde. Ohne zu wissen, welche Gefahr sie selbst oder ihre Gefährtinnen bedrohen konnte, lief sie ihuen, von Lieven gefolgt, entgegen.

Die Erste, die sie erkannte, rief mit über den Kopf erhobenen Händen:

„Gott behüte uns Alle, Schwester Begga! Ach, ach, welche Heiligthumsschändung, welches Unglück!"

„Himmel, ihr jagt mir Todesschreck ein! Was ist denn geschehn?" fragte die Küsterin mit steigendem Entsetzen.

„Ach" rief die Erste, „wir kamen mit unsrer alten Schwester Van Artevelde zu unsrer Wohnung und wollten die Thüre aufschließen, als plötzlich Schwester Veerle aus unsrer Mitte weggerissen und auf einer Leiter über die Mauer entführt wurde. Sie wehrte sich und schrie, daß uns das Herz zerriß; aber es waren viele Männer da, — die Leiter verschwand jenseits der Mauer . . . . Wir sind hierher gelaufen . . . . Ach die Arme, ach die Arme, die Unglückliche, in Händen von Räubern, ... was wird ihr widerfahren! . ."

Lieven wartete das Ende dieser Ausrufungen nicht ab, ein schneidender Schrei entfuhr seiner Brust, er zog seinen Dolch und indem er mit der andern Hand den Arm der Beggyne ergriff, sagte er hastig:

„Kommt, kommt, zeigt mir den Platz, daß ich sie befreie! Gott was thun?"

„Ich werde mit Euch gehn," sprach eine Andere, indem sie vorauslief und ihn bald an die Mauer brachte, wo der Frauenraub geschehen war.

Hier fand Lieven eine Anzahl Beggynen, die mit unaufhörlichem Jammern das Loos ihrer unglücklichen Schwester beklagten; doch von den Entführern und von Veerle keine einzige Spur mehr. Es war hinter der Mauer so stumm und so dunkel, wie in einem Grabe.

Von fieberhafter Raserei getrieben und mit der bittersten Verzweiflung erfüllt, eilte der junge Denys in schneller Flucht zum Beggynenhof hinaus, und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit, ob er kein Geräusch wahrnahm; doch alles blieb vergeblich. Mit gebrochenem Herzen und mit thränenden Augen kehrte er nach dem Beggynenhof zurück, wo er viel Volks fand, das aus der Nachbarschaft auf die Kunde von der Entführung zusammengeströmt war. Kurze Zeit darauf kam Ghelnoot Van Lens mit andern

Freunden Artevelde's gleichfalls herzugelaufen. Sie vertheilten sich, um die umliegenden Felder zu durchsuchen, aber sie entdeckten nichts, was sie auf eine Vermuthung führen konnte, wohin man die arme Veerle geführt hatte.

Der kommende Morgen fand Lieven in Thränen auf der Straße außerhalb des „Waelthors" und fast ohnmächtig vor Ermüdung und Verzweiflung.

XIV.

An der Ecke der Waeistiege, bei der Leye, stand ein altes Haus, das Geeraert Denys gehörte und seit einiger Zeit unbewohnt war. Es lag nach allen Seiten von andern Häusern abgesondert; sein Fuß wurde von der Leye bespült, und während der Regenzeit, wenn der Strom schneller vorbeifloß, konnte man bis in die innern Zimmer hinein das Rauschen des Wassers hören, das durch einen überwölbten Gang sogar theilweise unter der abgelegenen Wohnung herfloß.

Drei oder vier Tage nach der Entführung der unglücklichen Veerle befand sich der Ribaudenkönig des Nachts in einem ziemlich großen Gemach im ersten Stockwerk des Hauses. Ein tragbares Lämpchen brannte mit ungewissem Licht auf dem Tisch, woran Muggelyn saß. Um sicher zu verhindern, daß von Neugierigen oder Spionen bemerkt würde, es hielte sich Jemand in der leeren Wohnung auf, hatte man die Fenster über ihren hölzernen Blenden, noch mit langen Lappen zerrissener Teppiche behängt und obwohl es etwas rauhes Wetter war, brannte doch kein Feuer im Zimmer, aber ein breites Becken mit glühenden Kohlen stand unter dem Kamin.

In einem Winkel auf dem bloßen Boden lagen gleichfalls alte Stücke Teppiche auf einander gelegt, und bildeten da eine schlechte Lagerstätte.

Auf dem Tisch, neben einem Weinkrug und Becher und viel Silbermünzen lag eine große schwarze Maske und dabei ein Dolch.

Der Ribaudenkönig trug nicht seine gewöhnliche Kleidung; so, wie er jetzt aussah, würde man ihn beim ersten Blick schwerlich erkannt haben und sicherlich war diese ungewöhnliche Kleidung nicht ohne Absicht gewählt. —

In dieser nächtlichen Einsamkeit, während eine schauerliche Stille um ihn, wie über der ganzen Stadt herrschte, beschäftigte sich Muggelyn auf eine eigenthümliche Weise. Er warf unaufhörlich mit Würfeln, und sprach und zankte dabei mit eben so viel Leidenschaft, als wenn ein unsichtbarer Spielkamerad neben ihm gesessen hätte. Der Ribaudenkönig hatte, um seine Leidenschaft fürs Spiel wenigstens scheinbar zu befriedigen, seine linke Hand herausgefordert, um mit seiner rechten Hand zu würfeln; jeder hatte er die Hälfte seines Geldes gegeben, und imdem er nun die rechte Hand als sich selbst ansah, spielte er in tiefer Vergessenheit und mit Zorn gegen seine linke Hand, die ihm bereits fast Alles abgewonnen hatte.

„Man hat wohl Recht," rief er aus, „zu sagen, daß der Teufel an der linken Seite steht; denn wenn du nicht mit dem Teufel zu thun hast, so weiß ich es nicht."

Plötzlich hörte Muggelyn ein seltsames Geräusch im Zimmer, wie einen schweren Seufzer, der aus einer beklommenen Brust aufsteigt. Wahrscheinlich war es weiter nichts als der Zug des Windes im Kamin oder ein ungeschlossener Fensterrahm; gleichwohl erbleichte er und sah ängstlich im Gemach herum. Nachdem er eine Weile mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht hatte, sagte er murrend:

„Es ist sonderbar; seitdem ich träumte, daß ich meine Mutter vor meinem Bette stehen sähe, fürchte ich mich vor Gespenstern und Geistern! Es ist etwas in meinem Leibe, das von selbst zu zittern anfängt, wenn ich um Mitternacht allein in einem dunkeln Zimmer bin.

„Es war nichts: eine Eule oder Katze, die Gesellschaft sucht . . . Wohlan, ich spiele einfach oder doppelt in drei Würfen! Wagst du's? Nun denn, paß' auf! — Vierzehn! — Zehn! — Sollte man das Spiel nicht verwünschen? Wie wird der Wirth aus dem „Hirsch" unter dem Beelfroot lärmen und rasen, wenn ich verliere! Nun, nun, sei doch nicht so hastig, wir haben ja doch Zeit genug. Da,

nun der letzte Wurf! Ahah, drei Sechsen! Macht zusammen zwei und vierzig. — Was, du wagst zu sagen, daß ich die Würfel naßmache? Was hindert mich, Dir stehenden Fußes den Hals zu brechen? Aber du würdest darüber froh sein, denn dann ginge das Spiel nicht weiter — und du bist doch sicher verloren. Ach, du bekennst, daß es ehrlich zuging? Nun du! Wie, achtzehn? Teufel . . . Ach, nur neun und sieben! —

Mir gehört der ganze Gewinnst! Du hast verloren, Kamerad!"

Er scharrte mit großer Freude beide Haufen Geld in die Tasche und sprach, indem er die Kanne über den Becher hob:

„Komm her, ich will dir einen guten Schluck schenken!"

Eine Art grimmiger Verwunderung überzog Muggelyns Gesicht, als er bemerkte, daß nicht mehr Wein übrig blieb, als um den Becher nur halb zu füllen. Er trank diesen Rest langsam aus, richtete einen traurigen Blick auf die Kanne und sagte zu sich selbst:

„Leer! . . . Es wird mir hier erschrecklich langweilig. Bereits drei Nächte. Und wo nun bleiben mit diesem armen Lamm? Das Spiel war doch dumm angelegt, obwohl man die Seele des Oberältesten haben muß, um solche Dinge zu ersinnen. Wäre es geglückt, es hätte dem Oberhauptmann einen harten Schlag beigebracht. Die Jungfrau aufzuheben, war nicht so schwer; sie wiegt nicht mehr als eine Feder und ward auch mit großer Gefälligkeit ohnmächtig; aber da lag der Knoten nicht. Meister Ghelnoot Van Lens mußten wir gleichfalls haben um glauben zu lassen, daß er sie mit ihrer Zustimmung entführt hätte. Unterdessen sollte die Verläumdung ihren Gang gehen; und nachdem man sie einige Wochen in Westflandern verborgen gehalten, würde man sie beide an einem abgelegenen Orte verlassen haben. So würden sie gewiß zusammen nach Hause zurückgekehrt sein. Sie würden wahrlich Himmel und Erde zu Zeugen ihrer Unschuld angerufen haben; aber wische die Flecken der Verläumdung einmal von Deinem Leibe, wenn sie nur einige Tage daran festgeklebt haben! — Der Oberhauptmann, dem das Gefühl der Ehre über Alles geht und der seine

Tochter unendlich liebt, würde an der Tugend seines Kindes und seines Busenfreundes gezweifelt haben. Das mußte man erreichen! Ich begreife, welche Verzweiflung, welches schreckliche Herzeleid ihm dies verursachen mußte; aber ich begreife noch besser, daß ich, Schelm, Trunkenbold und Spieler, doch noch nicht schlecht genug bin, um solche Pläne zu entwerfen. In der That, wenn ich darüber nachdenke, fange ich an zu glauben, daß ich noch ein gutes Herz habe; denn, ich sage es gerade heraus, ich möchte in der Haut von Meister Denys nicht stecken. Wenn der nicht in der tiefsten Tiefe der Hölle braten muß, habe ich noch Aussicht in den Himmel zu kommen, obschon es mir scheint, als ob dies für jetzt noch sehr zweifelhaft wäre. Wer weiß? Bei alle dem bin ich doch neugierig zu wissen, wo man mit der Jungfrau bleiben wird; und es wundert mich, daß der Oberälteste noch keine neue Bosheit ersonnen hat, um sich des lästigen Gepäcks zu entledigen. Wäre es eine andere, ich hätte ihr schon lange den Gnadenschlag gegeben und sie irgendwo in einer oder der andern Straße niedergelegt; aber ich weiß nicht, was für ein sonderbares Gefühl von Schwäche mich beschleicht, jedesmal wenn ich sie sehe. Ihre Stimme ist so süß, so schmeichelnd! Sie spricht so ganz ohne Zorn und so schöne Worte, daß ich mich wahrlich nicht stark genug fühle, dem Lamm ein Leid zu thun. Sie muß durch ein geheimes Mittel beschützt werden; ich nahe diesem wehrlosen Mädchen nie ohne eine Art von Ehrfurcht . . . . Warum auch mußte der Oberälteste seine Rache an einem Weibe auslassen? — An der Verlobten seines eigenen Sohnes? Weil er kein Oberhauptmann ist und niemals werden wird? Es würde gar sonderbar in Gent hergehn, wenn dieser eingefleischte Teufel Herr darin würde! Warum nur Artevelde dieser Schlange nicht schon längst den Kopf zermalmt hat! Er kann es doch mit einem einzigen Wink seiner Hand! . . . .

Ja, aber Muggelyn, wo bleiben dann die Pfunde Grooten und die Kannen Wein und das fröhliche Würfelspiel? Verfluchtes Geld! — Was sag' ich da? Ich werde schläfrig von dem ernsthaften Nachdenken . . . . Es muß lange Mitternacht sein; ich werde mich nur in mein Nest

legen; die Jungfrau ist doch mit Allem versorgt. — Wenn ich aber nur schlafen kann; ich habe schrecklich wenig getrunken; oder thut der Betrüger Wasser in seinen Wein, aus Furcht, daß ich mich vielleicht vergäße und seine Uebelthaten an den Tag brächte?"

Bei diesen letzten Worten stand Muggelyn vom Tische auf und ließ sich ganz angekleidet auf sein Lager niederfallen.

Er versuchte eben die Augen zu schließen, um in Schlaf zu gerathen, als plötzlich ein Schall im untern Gang des Hauses widerhallte.

„Was mag das jetzt sein?" murmelte der Ribaudenkönig aufspringend. „Sollte man entdeckt haben, wo die Wölfe das Schaf hinführten? So kann ich nichts besseres thun, als nur hurtig unter dem Gewölbe in die Leie steigen und bis an die Schleusenbrücke schwimmen!"

Er horchte unterdessen aufmerksam und hörte diesmal deutlicher, daß man dreimal leise auf die Außenthür schlug.

„Der Oberälteste?" rief er verwundert „nach Mitternacht? Das hat nichts Gut's zu bedeuten. Vorwärts, ich will ihm öffnen, er bringt vielleicht eine neue Kanne."

Er ging mit der Lampe die Treppe hinunter und öffnete die Thür, indem er mit gedämpfter Stimme zu Geeraert Denys sagte:

„Na, Meister, es ist nicht recht von Euch, daß Ihr mich so spät noch weckt; ich träumte gerade, daß wir zusammen zur Hölle fuhren und die Reise war wunderseltsam, ich versichere es Euch . . . ."

Der Oberälteste schloß die Thüre mit unvorsichtiger Eile ohne zu antworten, während Muggelyn ihm das Licht vors Gesicht hielt und verwundert ausrief:

„Ihr zittert, Meister! Der Schweiß trieft Euch von der Stirn! Seid Ihr vielleicht unterwegs dem Geist Eurer Frau begegnet? Es ist wie bei mir: ich habe den Teufel noch nicht gesehen, aber nun seh' ich ihn doch."

„Schweigt, bei Eurem Leben, schweigt!" fuhr Denys auf, indem er vor Wuth oder vor Beklommenheit zitterte.

Er ergriff den Ribaudenkönig beim Arm und zwang ihn, ungeachtet seiner Spöttereien, mit ihm die Treppe

hinauf zu steigen. Ins Zimmer gekommen sank er in einen Stuhl und sagte mit der größten Aufregung:

„Muggelyn, wir sind verloren, wenn die Jungfrau bis morgen hier bleibt. Ein Einwohner von Marienland hat dem Vorschöppen erklärt, daß er am Abend der Entführung ein Boot, worin einige schweigende Männer saßen, hat die Lieve hinabfahren sehn — und daß er in der Dunkelheit etwas sehr Weißes mitten im Boote hat liegen sehen. Man hat daraus geschlossen, daß der weiße Gegenstand das Regentuch der Beggyne gewesen sein muß. Man hat nun den diensthabenden Zehnmännern überall den Befehl ertheilt, mit Tagesanbruch alle an der Lieve und Leye gelegenen Häuser von Unten bis Oben zu durchsuchen; und Ihr könnt wohl denken, daß man dieses Haus nicht überschlagen wird. Entdeckt man die Jungfrau, dann wartet unser das Schaffot; auf Jungfrauenraub steht Enthauptung, Ihr wißt es wohl."

„Ja, ich habe keine Lust, so hoch zu sterben. Ihr könnt sehen, wie Ihr Euch selbst rettet; was mich betrifft, ich ziehe hier aus nach meinem Hof zum Wallthor; und findet man die Jungfrau, desto besser."

„Wie? desto besser?" rief Denys rasend. „In einem Hause, das mir gehört? Wo ich jetzt seit drei Tagen so oft aus und ein gehe? Ihr wollt mich hülflos dem Henker überliefern, Undankbarer!"

„Undankbarer?" murmelte Muggelyn „als ob ein kleiner Schelm einem großen Schelm Dankbarkeit schuldig sein könnte! Aber laßt sehn, — Ihr würdet fähig sein, mich zu verrathen, wenn man Euch in die Hände kriegte. Ihr wollt nicht, daß man die Jungfrau hier finde? Nun, setzt sie auf die Straße und laßt sie laufen."

„Um Gottes Willen, Muggelyn, hört auf mit Spotten! die Gefahr ist größer, als Ihr denkt."

„Ich spotte nicht."

„Und wird die Jungfrau denn nicht wieder erkennen, welches Weges sie gegangen ist? Und das Haus zeigen, wo man sie eingeschlossen hielt?"

„Oberältester, ich meine, man soll Ihr die Augen zubinden und ihr das Schreien verwehren. Man könnte sie dann in ein anderes Stadtviertel tragen und sie da liegen lassen."

„Aber, Unbesonnener, wenn die Nachtwache oder auch nur ein einzelner Bürger Euch begegnet, sind wir dann nicht verrathen?"

„Ja wirklich! Nun so sagt, was gethan werden muß?"

Der Oberälteste nahte dichter zum Ribaudenkönig, der nicht fern von ihm saß, faßte ihn bei der Hand und sprach:

„Ach, Muggelyn, seid Ihr bereits so alt geworden, ohne zu wissen, daß ein vorsichtiger Arzt den Stahl gebraucht, sobald die gewöhnlichen Mittel kraftlos werden, um eine gefährliche Wunde zu heilen? Solltet Ihr in Eurem muthigen Herzen nicht Kraft genug finden, um Euch zu der einzigen That zu entschließen, die uns retten kann? Sollte es wohl das erste Mal sein, daß Euer Dolch Euch von einem lästigen Zeugen erlöste?"

Muggelyn sah dem Oberältesten betroffen in die Augen und sagte mit halbem Lächeln:

„Ihr denkt sicherlich, daß ich Latein gelernt habe, um dies dunkle Geschwätz zu verstehen? Ihr wollt wieder auf krummen Wegen zu Eurem Ziel gelangen, Meister; doch wenn Ihr es nicht besser anlegt, könnt Ihr bis morgen so fortfahren, ich werde Euch doch nicht verstehen."

Ein Zittern der Ungeduld und des Aergers ergriff Geeraert Denys. Sich jedoch bezwingend, fuhr er fort:

„Ein Geheimniß ist niemals treuer bewahrt, Muggelyn, als wenn es unter einem Grabstein verborgen liegt. Die Todten allein bleiben stumm für immer."

„Aber, Meister, was hat doch unsre Lage mit den Todten gemein? Wähnt Ihr Euch bereits ohne Kopf? Ich bin noch so weit nicht. So lange man lebt, ist immer noch Aussicht, leben zu bleiben."

„Du schändlicher Heuchler!" murrte der Oberälteste „Du willst mich nicht verstehn. Selbst in diesem äußersten Augenblick kannst Du Dein Spotten noch nicht lassen! — Nun wohl, ich spreche deutlich genug: — Du mußt die Jungfrau ermorden!"

„Was, was sagt Ihr da?" rief der Ribaudenkönig, „das Mädchen ermorden?"

Er wollte aufspringen, doch Denys hielt ihn mit Gewalt auf seinem Stuhl zurück, und fuhr fort:

„Sie ermorden, sag' ich; ihre Leiche bis zur Minnemeerschbrücke fahren, sie mit einem Stein belasten und in die Leye versenken."

Diesmal riß Muggelyn seinen Arm aus der Hand des Oberältesten und sprang mit wahrem Abscheu auf.

„Niemals, niemals!" rief er aus.

„Ahah!" lachte Denys mit bittrem Spott „das werden wir sehn. Eure kindische Entrüstung würde mich in Erstaunen setzen, wenn ich nicht wüßte, wie viele Morde Ihr bereits auf Eurem Gewissen habt. Nicht wahr, Geld, viel Geld müßt Ihr haben? Ihr fühlt, daß die Gelegenheit günstig ist, um mir wieder ein kleines Sümmchen zu rauben? Fürchtet doch nicht, eine große Summe werde ich Euch geben."

Diese letzten Worte schienen einen tiefen Eindruck auf Muggelyn zu machen; es war, als wenn sie ihm einen plötzlichen Schreck einjagten und ihm ganz den Muth benahmen: er setzte sich wieder hin und sagte mit ernsthaftem Ton:

Meister, Meister, Ihr wißt sehr gut, auf welchem Wege die Versuchung mich beschleichen muß; aber, in aller Ehrlichkeit, ich bitte Euch, behaltet diesmal Euer Geld und zwingt mich nicht zu einer That, die mich zum ersten Mal im Leben vor Blutvergießen schaudern macht, und mich daran mahnt, daß wir da oben doch einmal Rechenschaft geben müssen."

Denys richtete einen verachtenden Blick auf Muggelyn und sprach:

„Memme! hätte ich früher gewußt, daß Du so feige bist, ich wäre mit Verachtung vor Dir vorbei gegangen und hätte meine Rache einem kühnern Mann anvertraut."

„Wenn Ihr doch so muthig seid, warum ermordet Ihr sie denn nicht selbst?" rief der Ribaudenkönig mit Grimm. „Ihr, die Ihr solchen Durst habt nach dem Blut des Oberhauptmanns und der Seinen, vergießt es selbst, oder schweigt von Memme und feige. — Die Memme seid Ihr!"

„Jedem sein Fach, Muggelyn; an mir ist es, Euch mit Geld und Genüssen zu versorgen, an Euch ist's, der Vollstrecker meiner Wünsche zu sein. So lautet doch unsre

Uebereinkunft. — Und ich begreife nicht, wie Ihr auf den Gedanken kommen könnt, sie leben zu lassen. Ihr denkt, daß diese Maske Euch hinlänglich unkenntlich macht? — und Eure Stimme dann? Wird sie diese nicht wieder erkennen können?"

„Sie hat mich nie in ihrem Leben sprechen hören, als nur in dieser verfluchten Mordhöhle" fiel der Ribaud ein „wie wollt Ihr denn, daß sie errathen soll, wer ich bin?"

„Und später, wenn sie Euch begegnet und Eure Sprache ihr Ohr trifft? Es kann sich ereignen . . . . jedenfalls dauert dies Gezänk schon zu lange; es gebricht mir an Zeit, das Loblied auf Eure Tugend anzuhören; Ihr vergeßt, daß wir hier um unser Leben spielen. Wohlan, Ihr könnt wählen, zwanzig Pfund Belohnung oder das Schwert des Henkers; denn wenn Ihr diese Nacht meinen Willen nicht erfüllt, werde ich selbst Euch anklagen lassen, durch die Männer, die Euch geholfen haben. Sie kennen mich nicht, aber ich kenne sie wohl. Ihr wißt durch eigene Erfahrung, was man mit Geld erlangen kann. Was mich betrifft, meine Maßregeln sind getroffen, um dem Gericht zu entschlüpfen und Alles auf Euch allein zu laden. Und müßte ich einen muthigeren Kerl, als Ihr seid, bezahlen, um Euch mit einem Dolchstich den Mund zu stopfen, ich würde nicht zurückweichen, Ihr wißt es!"

„Die Hölle hat Euch ausgebrütet!" rief Muggelyn trübe. „An mir ist gewiß nicht viel gelegen; aber wehe dem, der mit Euch in Berührung kömmt! Dessen arme Seele ist verloren! Wäret Ihr ein Abgesandter Lucifers selbst, Ihr könntet Eure Pflicht nicht besser erfüllen."

„Die Zeit ist sehr günstig, mir einen Sermon zu halten!" sagte Denys mit spöttischem Lächeln. „Ich schäme mich ordentlich über Eure Schwäche, Muggelyn. Habt Ihr Euch denn so geändert, daß zwanzig Pfund nichts mehr über Euch vermögen? Beschleicht Euch vielleicht die Lust, Euch zu bessern, dann müßte man sagen, daß der Teufel fromm geworden wäre. Armer Muggelyn, ich habe wirklich Mitleiden mit Euch!"

„Zwanzig Pfund! Es ist verdammt viel!" seufzte Muggelyn. „Und wann würde ich das Sümmchen kriegen?"

„Morgen schon!“ antwortete der Oberälteste mit sichtbarer Freude „ja noch diese Nacht! wenn Ihr Euch beeilt und die Sache muthig und vorsichtig abmacht!“

„Ich weiß nicht, was mich ergreift, glaubt mir, Meister, ich zittre, wenn ich an diesen Mord denke.“

„Wohlan, horcht denn, ich verspreche Euch nicht allein zwanzig Pfund, sondern auch ein Jahrgeld von eben so viel, und verpflichte mich, Euch für immer ein beneidenswerthes Loos zu sichern. Thorheit allein ist Eure Furcht; Ihr werdet sie leicht überwinden; wo nicht, das Schaffot, der Tod durch das Schwert des Henkers oder durch einen bezahlten Dolch.... Nun wählt! Aber schnell! Noch einen einzigen Augenblick und ich gehe fort, indem ich Euch Eurem Schicksal überliefere.“

„Es stand in der Hölle geschrieben“ murmelte Muggelyn „daß Ihr mich so tief in die Bosheit stürzen würdet. Es sei so; ich werde sie ermorden, und ihre Leiche bei der Minnemeerschbrücke in die Leye werfen, wie Ihr gesagt habt!“

„Also kann ich darauf vertrauen, daß binnen einer halben Stunde keine Spur von ihrer Anwesenheit in diesem Hause mehr übrig bleiben wird? Daß der Tod das Geheimniß zur Bewahrung wird empfangen haben?“

„Ich thue es mit Widerstreben, und mit Abscheu, ich erkläre es noch einmal“ antwortete Muggelyn „doch kehrt ruhig nach Eurer Wohnung zurück; ich verspreche Euch, daß die Leiche der Jungfrau bald im Schooße der Leye begraben liegen soll; mein Wort werde ich halten; Ihr kennt mich!“

„O, ich wußte es wohl“ sagte der Oberälteste mit freudigem Lächeln. „Es sind nur Narrenspossen, die Euch manchmal durch den Kopf gehn; im Grunde seid Ihr wohl der muthigste Mann, den ich kenne. Also, Muggelyn, Eile und Vorsicht! Beschwert die Leiche mit einem tüchtigen Stein. Laßt die Blutspuren sorgfältig verschwinden, bevor Ihr von hier fort geht, und ordnet Alles so, wie es sich vor der Entführung befand. Ich brauche Euch das nicht zu sagen, Euer eignes Leben hängt davon ab. Sputet Euch, ich werde warten, Euch in meiner Wohnung zu

empfangen. Bleibt hier mit Eurem Licht, ich werde die Thür schließen."

Mit diesen Worten drückte er die Hand des Ribaudenkönigs und verließ das Zimmer, indem er mit schnellen Schritten im dunkeln Gang verschwand.

Der Ribaudenkönig blieb eine Weile stumm sitzen und blickte starr vor sich hin; allmählig entstand ein wildes Lächeln auf seinem Gesicht und er sagte zu sich selbst:

„Ja wirklich, der Oberälteste hat Recht: es ist eine Dummheit! Wenn es sein muß, kann ich es nicht hindern. Sie oder wir müssen sterben — also ist es eine rechtmäßige Vertheidigung meines Lebens — und dann, ist das Blut eines Weibes kostbarer als das Blut eines Mannes? Wohlan, je hurtiger abgemacht, desto hurtiger vergessen!"

Mit diesen Worten nahm er seinen Dolch vom Tisch und unter den Kamin knieend, begann er die Spitze auf dem steinernen Estrich zu schleifen, indem er in seinen Betrachtungen fortfuhr:

„Es ist wohl überflüssig" murmelte er „meinen Dolch so sehr zu wetzen . . . . ein einziger Stich, und sie rührt sich nicht mehr; . . . jedoch schmerzt ein scharfer Dolch nicht so sehr. Warum sie auch unnütz quälen?"

Er probirte die Spitze des Mordinstrumentes auf der Hand und sagte, indem er dem Tisch sich näherte:

„Eine wahre Nadel! Sollte ich diese lästige Maske noch anlegen? Warum nicht? Ich will nicht, daß sie mich vor ihrem Tod erkennen soll. Es würde mir am Ende allen Muth rauben. Nun, vorwärts mit leisem Tritt; sie schläft wahrscheinlich, es ist besser, daß ich ihr den Stoß gebe, ohne sie zu wecken, dann fühlt sie nichts . . . . ein Schlaf ohne Ende? Es ist der süßeste Tod . . . ."

Unterdessen hatte er sich schon die Maske vor's Gesicht gebunden und schritt nun den Dolch in der einen Hand und die Lampe in der andern beinahe unhörbar zum Zimmer heraus. Herunter gekommen ging er durch zwei oder drei Zimmer, bis er endlich eine geheime Thüre aufschloß und auf steinernen Stufen ziemlich tief unter die Erde stieg. Mit der größten Vorsicht öffnete er eine Kellerthüre und

trat auf den Zehen hinein, indem er den Schein der Lampe nach der Gefangenen richtete, und seinen Dolch bereit hielt, ihr den Todesstoß zu geben. Jedoch, was er sah, hielt ihn plötzlich zurück und veranlaßte ihn, den Dolch hinter seinem Rücken zu verbergen. Veerle knieete auf ihrem Strohlager, die Hände im Gebet zu Gott erhoben; ein Ausdruck von Trost, wenn nicht von Freude belebte ihr bleiches Gesicht. Bei dem Erscheinen des Ribaudenkönigs hatte sie ihre Arme niedergesenkt und den Blick zu ihm wendend hatte sie ihn fröhlich angesehn, als ob sie sich über seine Ankunft freute.

„Ach, Freund" sprach sie „ich habe für Euch gebetet!"

„Für mich?" rief der Ribaud verwundert „für mich! Und warum?"

„Ich dankte Gott, daß Er in meinem Elend mir einen guten Menschen zum Hüter geschenkt hat" antwortete sie mit süßem Ton „ich sehe wohl, wer Ihr auch sein mögt, daß Bosheit nicht in Eurem Herzen wohnt. Habt Ihr mich nicht mit Mitleiden behandelt, habt Ihr mein Unglück nicht geachtet? Ach, ja ich fühl' es, Ihr seid ein Werkzeug in den Händen meiner Verfolger; aber ich bin Euch dankbar für den Schutz, den Ihr einem unglücklichen Mädchen gewährt habt. Es ist eine Wohlthat, wofür ich den Segen des Himmels über Euch herabgefleht habe."

Muggelyn entsetzte sich bei diesen Worten; er beugte den Kopf, und blieb stumm in tiefes Nachdenken versunken.

„Ihr seid traurig?" versetzte Veerle theilnehmend, „ist etwas geschehn, das Euch Schmerz bereitet, Freund?"

Der Ribaud antwortete ihr nicht. Er war damit beschäftigt, sich selbst den nöthigen Muth zum Vollbringen seines schrecklichen Auftrags einzusprechen, und sich zu überzeugen, daß von dem gefaßten Entschluß nicht zurückzukommen war, wie sehr auch die liebreiche Sprache des Mädchens ihn ergriff und durch für ihn unbekannte Empfindungen rührte. Nach einem ziemlich langen Kampf überwand er alle Furcht und jedes Gefühl des Mitleidens und sagte in einem Ton, der die Jungfrau zittern machte, während er ihr den blitzenden Dolch zeigte:

„Jungfrau, ich bin gekommen, Euch zu ermorden! Ihr mögt sagen, was Ihr wollt und noch so schöne Worte

machen, es wird nichts helfen. Also, wenn Ihr mir wirklich dankbar seid, ergebt Euch willig in Euer Schicksal, bietet mir Eure Brust, ich werde Euch wenig Schmerz bereiten."

„Mich tödten!" rief Veerle, indem sie in den entferntesten Winkel des Kellers flüchtete „ach, es ist nicht möglich!"

„Es muß sein!" murmelte der Ribaud mit schrecklicher Stimme. „Habt Ihr dem Himmel noch etwas zu sagen, so macht schnell, denn ich kann hier nicht viel Zeit verschwenden."

„Ach, ach" schrie Veerle, indem sie sich ihm zu Füßen warf „Ihr habt also niemals Eure Mutter gekannt, da Ihr ein unschuldiges Weib mit kaltem Blute tödten könnt!"

„Meine Mutter? Sie ist lange todt!" seufzte der Ribaud, indem er seinen Dolch zurückzog. „Nun fängt sie von meiner Mutter zu sprechen an! Es ist als ob es ihr eingegeben würde, um mich zu martern . . . . Aber es ist zu spät, um zurückzugehn!"

„Ach, der Name Eurer Mutter hält Eure Hand zurück!" sprach Veerle mit hoffnungsvollem Ton. „Ihr liebt ihr Andenken! Ihr könnt kein Bösewicht, kein Mörder sein!"

„Ihr müßt dennoch sterben!" sagte der Ribaud, kalt und unerbittlich.

„Nein, nein!" rief die Jungfrau „der Geist Eurer Mutter beschirmt mich. Ach, ich beschwöre Euch bei ihrer süßen Liebe, bei ihrem Andenken, erbarmt Euch meiner!"

Der Ribaud antwortete nicht und stand unbeweglich da, aber sichtbar bebend.

Veerle hob ihre Hände flehend zu ihm und jammerte mit schneidender Stimme:

„Gnade, Gnade! O, Freund, laßt mich leben! Ihr tödtet auch meine Mutter, meinen Vater . . . . Warum mein Blut vergießen? Ich hinderte doch niemals Jemanden auf der Welt . . . . Gott sieht uns auch in diesem Kerker. Er ist der Rächer der Unschuld. Seht, ich umfasse Eure Kniee, ich liege zu Euren Füßen . . . . Nein, nein, Ihr werdet es nicht thun . . . ."

Muggelyn fühlte, wie ihm aller Muth entsank. Es dünkte ihn wirklich, daß er vor der Jungfrau denselben unfaßbaren Schatten seiner Mutter schweben sähe, der einmal im Traum an seinem Bett erschienen war. Während Veerle mit stummer Angst und strömenden Thränen ihre Arme um seine Kniee geschlungen hielt, war der Ribaud einem schweren Herzenskampf überlassen.

Endlich entbrannte er in einer Art von Wuth und indem er sich erhob gegen die bisher ungekannten Empfindungen, die ihn beherrschten, beschloß er, seinem Zustande ein schnelles Ende zu machen. Er faßte mit düstrem Gebrüll das Mädchen beim Kopf und wollte sie hintenüberreißen, um sie mit einem einzigen Stoß in die Brust zu ermorden, — aber sie, die dies mit Entsetzen merkte, entsprang seinen Händen und lief nach ihrem Lager, indem sie von dort das Kreuzchen, das ihr am Gürtel hing, zu ihm ausstreckte. Als sie den Ribaud mit aufgehobenem Dolch und glühenden Augen auf sich zu kommen sah, stieß sie einen letzten Schrei der Verzweiflung aus:

„Vater, Mutter, Lieven, ach, lebt wohl!" und fiel dann unbeweglich wie eine Bildsäule rücklings über aufs Stroh. —

Der Ribaud hielt die Lampe über sie und flüsterte:

„Wenn sie todt wäre! Es ist wohl möglich; sie sieht doch so aus, als ob sie mir einen Mord hätte sparen wollen."

Er hob den Körper vom Boden auf und ließ ihn schwer niederfallen. Da er keine Bewegung darin spürte, sagte er mit Freuden:

„Sie hat in der That die Güte gehabt zu sterben! Oder schläft sie, dann scheint sie doch keine Lust zu haben sobald wieder aufzuwachen. — Und nun hurtig ans Werk: die Leiche in die Leye gesenkt. Es ist dann eine abgethane Sache und zwanzig Pfund sind mein."

Er hatte das Mädchen auf die Schultern geladen und stieg durch das dickste Dunkel die steinerne Treppe hinauf bis in den Gang, wo er zu einer Hinterthür hinausging, und wieder einige Stufen hinabstieg, die ihn unter das Gewölbe und an das langsam fließende Wasser brachten.

Er legte seine Last auf die Stufen und als er unter dem Gewölbe einen großen Stein gefunden hatte, zog er mit der Hand ein Boot heran und legte das Mädchen hinein.

Plötzlich hörte er in einem gerade gegenüber am Flusse stehenden Hause ein Geräusch von Menschenstimmen, und es däuchte ihn sogar, als entdeckte er in der Dunkelheit einen Kopf, der aus einem Fenster sich übers Wasser bog.

In dieser Lage zitterte der Ribaud vor Angst, er stand rathlos da und wartete, bis das Geräusch verging. Er wußte nicht, was er thun sollte. Wenn er mit der Jungfrau die Leye hinabfuhr, konnte man ihn leicht ertappen; und da ihm Geeraert Denys so sehr vor dem Schaffot bange gemacht hatte, fühlte er in sich ganz und gar nicht die Lust, sich unvorsichtig blos zu stellen, in einem Augenblick, wo man die Nachtwachen merklich verstärkt hatte.

Endlich hielt er sich aus der Schwierigkeit für gerettet und sagte mit gedämpfter Stimme zu sich selbst:

„Wahrhaftig, Muggelyn, Du verlierst Deinen Verstand. Gibt es etwas Einfacheres? Ich stoße das Boot in die Mitte des Stroms; es wird wohl allein die Leye hinabtreiben. Dann warte ich bei der Minnemeerschbrücke und gleite da die Pfähle entlang herunter; da unter der Brücke verborgen, binde ich ihr den Stein um den Leib.... und entdeckt man mich, so werde ich noch das Verdienst eines Mannes haben, der sein Leben wagt, um Jemand zu retten. Der Zufall kann mich doch so gut an den Ort führen, wie jeden andern Bürger? — Ja, das ist das Rechte. Bis sogleich denn, Jungfrau."

Er stieß das Boot mit dem Fuß in den Strom und ohne es mit den Blicken zu verfolgen, lief er sogleich in den Keller, wo er die Lampe ergriff, um zu seinem Zimmer hinaufzusteigen. Hier warf er die Maske ab, zog mit großer Eile seine Ribaudenkleider wieder an und verließ das Haus.

Mit leisen Schritten ging er über den Garnmarkt und die Goldstraße entlang, um zu seinem Boot zu gehn. Indem er sich der Leye näherte, sah er in der Ferne gegen den weniger dunkeln Himmel einen schwarzen Schatten sich abheben, wie von Jemand, der oben auf der Minnemeersch-

brücke selbst sich befand. Der Ribaud schlich wie ein lauernder Fuchs bis zum Minnemeersch, wo ein abgelegenes Gebäude dicht an der Brücke stand, indem er von dort den unbekannten Nachtwanderer beobachtete.

Derjenige, welcher in dieser einsamen Stunde von der Brücke herab in das Wasser schaute, war kein anderer als Lieven Denys, der von einem unsäglichen Schmerz verfolgt, seinem Bett entflohen war, um in der Nacht einige Beruhigung für sein brennendes Gehirn zu suchen. Was er hier that, wußte er selbst nicht. Stets war er in schreckliche Träume versunken, welche ihm seine arme Beerle vorstellten, ringend gegen Entehrung und Mord, mit ihrem letzten Seufzer noch seinen Namen nennend. Er sah ihre Leiche blutig und verstümmelt vor sich liegen und weinte Thränen der Verzweiflung und der Raserei. Seit der Entführung des Mädchens hatte er mit Ghelnoot Van Lens und Lieven Commyne Tag und Nacht die Straßen der Stadt durchkreuzt und die umliegenden Fluren und Gemeinden durchsucht; doch es war ihm nicht gegönnt worden, eine einzige Spur der betrauerten Freundin zu entdecken. Die Stille des Grabes schwebte über dem grausamen Unglück, als ob das Schlachtopfer die Erde ohne Lebewohl für immer verlassen hätte.

Der unglückliche Lieven hatte eben wieder einen Theil der Stadt durchwandert und befand sich seit einer halben Stunde auf der Minnemeerschbrücke, unbeweglich da stehend, mit dem Gesicht nach dem St. Joristhor gewendet. —

Plötzlich ward er aus seinem düstern Grübeln aufgeweckt durch einen Stoß an die Pfähle der Brücke. Mit mehr Aufmerksamkeit ins Wasser blickend, sah er bald ein Boot langsam vor seinen Augen den Strom hinabtreiben. Kaum hatte er an der weißen Kopfbedeckung die Form eines Beggynengewandes erkannt, so entrang sich ein erstickter Schrei seiner Brust und er lief, vor Entsetzen zitternd vor dem Ribaud vorbei auf den Minnemeersch. Hier auf dem niedrigen Ufer der Leye starrte er einen Augenblick mit ausgebreiteten Armen nach dem Boot und ging einige Mal mit verzweiflungsvoller Ungeduld auf und ab, als ob

er sich nach Hülfe umgesehn hätte. Dann stürzte er sich ins Wasser und schwamm mit aller Macht durch den Strom, bis er das Boot erreichte. In seinem Eifer zog er dieses schwimmend bis ans Ufer, stieg aus der Fluth und legte den leblosen Leichnam ins Gras, aber kaum hatte er, ungeachtet der nächtlichen Dunkelheit seine Geliebte erkannt, so sank er in äußerster Verzweiflung zu ihr nieder und seufzte unter bittern Thränen, während er abwechselnd die eiskalte Stirn des Mädchens mit seinen brennenden Lippen berührte:

„Veerle, Veerle, liebe Schwester, höre mich! Ich bin es, Dein Freund, Dein Verlobter! Erwache, Liebe, ach! noch einen einzigen Blick Deiner Augen, noch einen Klang Deiner Stimme . . . . und wir gehen zusammen zu Gott. Ach, ach, todt! sie ist todt!"

Bald rief er wiederum wie einer, der einen letzten Entschluß gefaßt hat:

„Veerle, Veerle, leben ohne Dich? Nein, nein, der Schlag, der Dich getroffen hat, muß auch mein Herz zerschmettern. Welt, schnöde, böse Welt, fahre wohl!"

Bei diesen Worten drückte er einen langen Abschiedskuß auf die Lippen des Mädchens.

Ein fühlbarer Schauder durchzuckte bei dem glühenden Kuß die Glieder des Mädchens.

„Sie lebt, sie lebt!" rief Lieven, voll Freude die Hände gen Himmel hebend. „Sei gepriesen, o Gott!"

Und mit leidenschaftlicher Kraft das Mädchen auf seine Schultern nehmend lief er jauchzend vom Minnemeersch weg, als hätte er dem Feinde eine unschätzbare Beute geraubt.

Sobald der triumphirende Jüngling mit seiner theuern Last in der Finsterniß verschwunden war, verließ der Ribaudenkönig seinen Zufluchtsort und schlich neben dem Ufer der Leye fort, bis er das Boot etwas weiter an einer vorspringenden Ecke der Weide liegend fand. Er zog es langsam am Stricke den Minnemeersch entlang, bis in der Nähe der Brücke, wo er hinein trat und den Strom hinauf zu fahren anfing.

Unterdessen murmelte er in sich selbst:

„Na, Freund Muggelyn, träumst Du, oder ist der Teufel in der That mit im Spiel? Du hast Dich da schön täuschen lassen. Ein andermal wirst Du der Ohnmacht der Frauen nicht so viel Glauben schenken. Sie spielen die Todte, als ob sie darauf studirt hätten. Die Jungfrau hat auch wohl Sorge dafür getragen, wieder lebendig zu werden, gerade als es Zeit war .... Aber wer hat da jetzt den Sohn des Oberältesten nach der Minnemeerschbrücke geschickt? Man sollte bald glauben, daß sie es verabredet haben, um mich in die Schlinge gerathen zu lassen .... Alles ist aber doch gut abgelaufen; und wenn die Jungfrau lebt, ich wünsche, daß sie lange lebe; es kann mich wenig kümmern und ich bin froh, daß ich ihr Blut nicht vergossen habe. Ich glaube, ich hätte daran gedacht bis an mein Sterbebett. — Wenn ich nun das Boot wieder an seinen Ort gebracht, und in der Mördergrube des Meister Denys Alles geordnet oder weggeschafft haben werde — dann bin ich neugierig zu erfahren, wie man etwas sollte entdecken können! Der Oberälteste muß froh sein über den Ausgang und wird mir die zwanzig Pfund sofort geben. Aber, wenn der Schelm jetzt den Lohn weigerte? Ach, dann würde die Reihe an mich kommen, ihn zittern zu machen. Nein, nein, er wird sich beeilen mich zu befriedigen; denn er hat eben so wenig Lust, den Henker in der Nähe kennen zu lernen .... und auf mein Wort, ich fühle mich im Stande, den Bösewicht zu verrathen und auf das Schaffot zu bringen, und müßte ich ihm sogar Gesellschaft leisten!" ....

Bei diesen Worten hatte sich der Ribaudenkönig dem einsamen Haus genähert und verschwand unter dem dunkeln Gewölbe.

XV.

Einige Tage später befand sich Artevelde beim Bett seiner kranken Tochter. Er sah mit traurigem Blick auf das bleiche und hagere Gesicht des schlafenden Mädchens und hielt eine ihrer Hände in der seinen. Ganz still saß er da aus Furcht, daß das geringste Geräusch die leidende Veerle wecken möchte; bei dieser Unbeweglichkeit seines Körpers verdoppelte sich aber das Leben seines Geistes, und er versank mit seinen Gedanken in die Betrachtung seines traurigen und seltsamen Looses.

Also nichts Anderes als Verfolgung, Verläumdung und Haß sollte die Belohnung sein für so viele Aufopferungen, für so viele Gefahr, für so vielen Verdruß? Sogar den Mord seines unglücklichen Kindes hatte man beschließen können, in der Hoffnung, durch diese schnöde Rache sein Leben zu vergiften.

Was sollte denn endlich die Frucht seiner mühevollen und arbeitsreichen Laufbahn sein? Eine entehrte Gattin, eine ermordete Tochter, verfolgte Freunde und er selbst mit dem ungerechtesten Haß beladen, — vielleicht einem schimpflichen Tode geweiht? In diesem Augenblick trüber Betrachtung tönten ihm die schrecklichen Worte Ludwigs von Nevers, wie eine Weissagung in den Ohren. Der Fürst hatte ihm im Beginn seiner patriotischen Bestrebungen gesagt: „das Schicksal stellt Euch an die Spitze der aufrührerischen und unruhigen Menge, bis dasselbe veränderliche Volk Euch in den Koth zieht; denn dies ist stets das Loos der Götzen des Volks.“

Artevelde verfiel in düstre Muthlosigkeit, bis ihm sein Geist als unfehlbare Rettung das Niederlegen seiner Aemter und seiner Macht anrieth. Aber bei diesem Gedanken hob sich das gebeugte Haupt des weisen Mannes plötzlich wieder. Er sah im Geist die Freiheit des Vaterlands vernichtet, die Industrie gelähmt, die Armuth herrschend; er sah wie Flandern vergebens sich wehrte gegen seine vollständige Einverleibung in Frankreich, das Land, das seit Jahrhunderten auf die ersehnte Beute gelauert hatte. Bei dieser düstern Aussicht begann das Herz des weisen Mannes gewaltig zu pochen, seine Augen glühten von edlem Stolz, seine Lippen bewegten sich, um das muthige, „es soll nicht sein!" zu sprechen, während er diese Worte mit einer kräftigen Gebehrde der Hand begleitete.

Schnell bannte er alle Verzweiflung aus seinem Busen und stählte seinen männlichen Muth in der Ueberzeugung, daß nichts ihn von seiner Bestimmung abziehen könnte und er sie erfüllen müßte bis zu Ende, — und müßte auch die Ehre und der Ruhm seines Geschlechts der Kaufpreis werden für Flanderns Unabhängigkeit, und müßte auch sein und seiner Familie Blut das Siegel werden von Flanderns Macht und Größe . . . . Sein Werk müsse er vollführen! Gott und die Nachwelt würden seine Richter sein!"

Nachdem Artevelde einige Zeit seinen Blick mit süßem Mitleid auf Veerle geheftet hatte, trat seine Gattin in die Kammer und sagte ihm mit leiser Stimme, daß der Vorschöppe gekommen wäre, um ihn zu sprechen. Der Oberhauptmann stand auf und ging leise nach dem Hinterzimmer, wo Ser Maes Van Vaernewyck auf ihn wartete.

„Nun," fragte er, indem er die Hand seines Freundes drückte, „ist man den Mördern auf der Spur?"

„Nicht im Geringsten," antwortete der Vorschöppe kleinlaut, „alle Nachforschungen blieben fruchtlos. Vielleicht wird man nie erfahren, wer diese feige Uebelthat beging."

„Und Ihr glaubt wirklich, daß man dabei kein anderes Ziel hatte, als mir das Herz mit endlosem Weh zu erfüllen?"

„Ich glaub' es; und was mich desto mehr in dieser Vermuthung bestärkt, ist der Umstand, daß man bereits des

Morgens nach der Entführung unter dem Volke das Gerücht antraf, Meister Ghelnoot Van Lens wäre dieser Missethat nicht fremd. Immer dasselbe System, Oberhauptmann: Euch durch alle mögliche, gemeine Mittel zu bekämpfen. — Aber gestattet mir, von sehr ernsthaften Dingen zu Euch zu reden, die auch mitten in Eurer trüben Stimmung Eure größte Aufmerksamkeit verdienen. Unsre Leute bringen eben den Persemier und seine Verschworenen gefangen von Audenaerde nach Gent. Die andern Leliards sind von den Bürgern von Audenaerde im Kampf erschlagen. Nach den Aussagen einiger Gefangenen sollte dieser nächtliche Anschlag zum Ziel gehabt haben, durch Verrath sich zum Herrn einer Festung zu machen und einen Mittelpunkt für Aufstand und Bürgerkrieg zu haben. Es scheint in Frankreich ein neuer Plan entworfen, um Flandern seine Freiheit zu rauben und es unter fremdländischen Einfluß zu bringen. Der Graf selbst würde diesmal alle seine Kräfte anspannen, um, und wäre es mit gewaffneter Hand, die Vlamingen zum Bündniß mit Frankreich gegen England zu zwingen. Und es muß wohl an dem Allen etwas Wahres sein; denn nach heimlichen Nachrichten bildet sich in Dendermonde eine Partei, die die Stadt durch Verrath in die Hände der Leliards zu liefern, den Grafen in ihre Mauern zu rufen und unter seinem Befehl einen Krieg gegen Gent zu beginnen beabsichtigt. Gelänge ihnen dies, so würde die Gefahr groß werden, Oberhauptmann."

Artevelde antwortete nach einigen Augenblicken Ueberlegung:

„Die größte Gefahr droht uns nicht von Seiten der Leliards, Vorschöppe; wir müssen alle unsre Sorge darauf verwenden, die Zwiste über den Alleinhandel der Weberei zu stillen. Ich hoffe, daß wir mit Gottes Hülfe auch dieses Uebel überwinden werden, wie sehr auch die Leliards den Zwiespalt nähren. Daß unser Graf sich öffentlich und mit gewaffneter Hand gegen die Gemeinden Flanderns erklären werde, glaube ich nicht; als ich das letzte Mal zu Kortryk bei ihm Audienz hatte, sagte er mir allerdings, daß er lieber der gräflichen Krone von Flandern entsagen, als jemals mit den Feinden Frankreichs sich verbinden würde; doch ich

glaubte zu verstehn, daß er unthätig bleiben würde bis zum Ende des Krieges zwischen Philipp von Valois und Eduard von England!"

„Eitle Hoffnung, Oberhauptmann," fiel der Vorschöppe ihm in die Rede. „Beim letzten Vertrag zwischen Frankreich und England haben wir erlangt, daß unser Graf als unabhängiger Fürst anerkannt wurde, mit königlicher Macht bekleidet und fortan nicht mehr schuldig, Jemandem auf Erden wegen seiner Krone Huldigung zu leisten. Womit hat er diesen Beweis unsrer Fürsorge für den Ruhm und die Größe unsres Fürsten belohnt? Damit, daß er die Hand geliehen zu unsrer Knechtung und Erniedrigung! Vergeßt doch nicht, Freund Jacob, daß er seine eigene Schwester Margaretha von dem König von Frankreich hat verfolgen und unterdrücken lassen! Könnt Ihr wohl sicher sein, daß der Graf bei solcher unbegreiflichen Schwäche dem Rathe von Philipp von Valois nicht bis aufs Aeußerste folgt? Ich fürchte diesmal seine Ankunft sehr und habe ein geheimes Vorgefühl von einer großen Gefahr, die uns bedroht. — Und was mir dieses Gefühl unwiderstehlich einprägt, ist die Keckheit, womit alle bösen Leidenschaften ihr Haupt wieder erheben und aufs Neue die schnödeste Verläumdung gegen Euch ausstreuen. Sie bereiten sich unverkennbar zu einem entscheidenden Schlage. Es müssen Mittel gefunden werden, um diese Bosheit kraftlos zu machen; denn auf mein Wort, sie geht zu weit!"

„Ach! Vorschöppe," sagte Artevelde, „die Ehrabschneidung ist wie ein Schattenbild, das man wohl sieht und dessen Gegenwart man wohl fühlt, das man aber nicht fassen kann. Aufrechten Hauptes seinen Weg fortgehn und geschehen lassen . . ."

„Geschehen lassen?" wiederholte Ser Van Vaernewyck. „Nein, nein, es muß, koste es was es wolle, dieser Bosheit ein Ende gemacht werden. Nicht allein um Eurer Ruhe willen, Oberhauptmann; sondern auch um Flanderns willen, dessen stärkste Brustwehr Ihr seid. — Ich begreife Euren Gleichmuth: Ihr wißt nicht, wie weit die Verläumdung in Gent Euren Namen bereits des Glanzes beraubt hat, der ihn umringte, und des Vertrauens, das Euch nöthig ist,

um das Vaterland gegen seine mannigfaltigen Feinde zu beschirmen. Selbst Eure aufrichtigsten Freunde fangen zu zweifeln an, ob Ihr wohl verdient an der Spitze Flanderns zu stehn, — ob Ihr wohl der öffentlichen Achtung würdig seid! Es schmerzt mich Euch dies erklären zu müssen; das Bewußtsein Eurer Redlichkeit und Eurer grenzenlosen Anhänglichkeit an das gemeine Beste legt Euch eine Binde vor die Augen; ich bin verpflichtet, diese abzureißen, ehe es zu spät wird."

„Meine Freunde?" sagte Artevelde verwundert, „kennen sie mich denn nicht hinlänglich, daß sie von meinen Feinden hören müssen, wie ich bin?"

„Was mich besonders erschreckt hat, Oberhauptmann, ist, daß mein eigener Neffe, Jan Van den Hovene, der an allen Euren Bestrebungen als ein treuer Freund Theil genommen hat, jetzt bei mir über Euer Betragen klagt, über Euren grenzenlosen Hochmuth, wie er sagt."

„Hochmuth! Hochmuth!" rief Artevelde mit ärgerlicher Ungeduld. „Soll denn der Oberhauptmann von Gent in den Wirthshäusern herumliegen; soll er trinken, singen und würfeln, wie Jemand, der nicht weiß, wie er anders die Zeit hinbringen soll?"

„Nein," fuhr der Vorschöppe fort, „man hat Jan Van den Hovene gesagt — und er will es von ganz glaubwürdigen Personen gehört haben, — daß Ihr zu Kortryk den Grafen blutig gehöhnt und ihm zugeschworen habt, daß er niemals über Flandern gebieten solle, so lange Ihr lebt."

„Wie? Welche Bosheit ist dies? — Der Graf hat mir gerade bei meinem Abschied die Hand gedrückt und mir gedankt für die Beweise von freundlicher Gesinnung, die ich ihm gab!"

„Ach! Das ist noch nicht die ärgste dieser im Finstern schleichenden Verläumdungen. Feinde des Grafen behaupten, daß Ihr das Amt eines Marschalls von Flandern heimlich angenommen habt und beabsichtigt, das Land an Frankreich zu verrathen! Die eine Beschuldigung ist gerade die entgegengesetzte von der andern, und doch werden sie beide geglaubt, jede von einem verschiedenen Theile der Bürger.

Unter den kleinen Leuten verbreitet man allmählig den Verdacht, daß Ihr große Schätze nach England zur Verwahrung geschickt habt; dies Geld soll von den Einkünften des Grafen sein, die Ihr zurückhaltet. Es ist hinlänglich bekannt, daß die Gemeinden die Einkünfte des Fürsten mit seiner schriftlichen Zustimmung dem Ser Simon Van Hale zur Hand stellen; doch solche augenscheinliche Unrichtigkeit hindert nicht, daß diese schändliche Anklage Glauben findet unter dem niedrigsten Theile der Bürgerschaft. Andere sagen, daß Ihr die Gemeinde bestehlt; ja so weit treibt die Verläumdung ihre unbegreifliche Frechheit, daß man Euch als einen Trunkenbold ausschreit, der sich beinahe täglich in Wein betrinkt und ein unehrenhaftes Leben führt. Ich verschweige dabei, was man von Eurer Familie zu sagen wagt."

„Abscheulich!" rief der Oberhauptmann, in Wuth aufstehend. „Und so wagt man Jacob Van Artevelde zu beschimpfen! Solche kindische Gemeinheiten glaubt man von mir! Habe ich denn gar nichts geleistet in meinem Leben, — daß selbst der gemeinste, unbedeutendste Mensch meinen Namen zu beflecken wagt, ohne Scheu, ohne Ehrfurcht — wo nicht vor mir — wenigstens vor meinen Thaten?"

„Eure großen Thaten, Euer Verstand, Eure Weisheit sind der einzige Grund der Verfolgung Eurer Neider, Oberhauptmann. Werdet klein, steigt hernieder, verliert, was Gott Euch so reichlich vor Andern geschenkt hat, — sie werden Euch liebkosen und vertheidigen!"

Artevelde war einige Mal ungeduldig durchs Zimmer geschritten, kehrte aber schnell zu seinem Sessel zurück und sagte mit bitterm Lächeln:

„Ein ehrlicher Mann hat gegen die Verläumdung nur eine Waffe: die Verachtung! Gott hat mich geschaffen, um mit dem Schwert oder mit dem Geist um erhabene Siege zu kämpfen; aber gegen Nadelstiche und giftige Nachreden zu kämpfen, dazu hat er mich zu einem ohnmächtigen Zwerge gemacht. — Uebrigens, wenn meine Feinde viel reden, warum vertheidigen denn meine Freunde nicht meinen Namen mit derselben Energie?"

„Freunde!" antwortete Ser Van Vaernewyck mit trau-

rigem Lächeln. „Ein Freund, der im Unglück bei uns verharret, ist sicher ein kostbarer Schatz; aber ein Freund, der die Probe auf dem Probirstein der Verläumdung aushält, hat ein Herz, das lautrer ist als das feinste Gold. Solche Freunde, Meister Jacob, sind selten; und wären sie auch zahlreich, sie würden doch nicht stark genug sein gegen Eure Verfolger. Die Freundschaft vertheidigt doch nie so laut und so kühn, als die Verläumdung angreift."

„Laßt uns diese traurige Betrachtung abbrechen," fiel Artevelde ihm in die Rede, „ich sehe vorher, daß Ihr mir etwas anderes zu sagen habt; und zwar muß es etwas Wichtiges und Schwieriges sein, Ser Maes; Eure Einleitung läßt das wenigstens vermuthen."

„In der That, Ihr habt es gerathen," sagte Ser Van Vaernewyck bewegt, „ich erfülle eine peinliche Pflicht. Vielleicht wird Euer edles Herz bluten; aber Jacob, Freund, wir können es vor Gottes Angesicht sagen: nie wichen wir vor einer Aufopferung zurück, die dem Vaterlande nützlich sein konnte. Auch heute, und müßten wir uns erniedrigen und demüthigen, und müßten wir unsre eigne Würde selbst opfern — wenn das gemeine Beste es verlangt, wir werden es thun. Nicht wahr?"

„Erklärt Euch deutlicher, Vorschöppe," fragte Artevelde.

„Nun wohl, hört mich ruhig an, Oberhauptmann:

— Während Eurer Abwesenheit hat sich zwischen den Webern und den Walkern eine Streitigkeit erhoben, deren ganze Gefährlichkeit Ihr nicht kennt. Die aufgehetzten Walker verlangen eine Erhöhung des Arbeitslohns von 4 Grooten für jedes gewalkte Stück Tuch; man hat ihnen die Idee eingeflößt, daß sie besagte Erhöhung erhalten müßten, und wäre es durch Gewalt. Von der andern Seite hält Geeraert Denys in den Versammlungen der Weber Reden, in welchen er die Walker absichtlich höhnt und herausfordert. Es scheint ein abgekartetes Spiel zu sein, um die Einwohner Gents in zwei wüthende Parteien zu theilen, und einen blutigen Zusammenstoß zwischen Beiden zu veranlassen. Unfehlbar muß dies das Ende dieser neuen Schleichereien werden, denn sogar meine freundliche Dazwischenkunft wurde mit Grimm verworfen. Die Weber verweigern dem Rath der

Aeltesten, wie der Schöppenbank das Recht, sich mit der Sache zu befassen. Die ebenso unbeugsamen Walker schlagen jeden guten Rath in den Wind und reden von Gewalt und Rache. Bis jetzt ist es erst zu einigen Privatschlägereien in den Wirthshäusern gekommen; aber glaubt es mir, wie klein auch diese Streitfrage an sich selbst scheinen mag, für Gent ist sie ein unheilschwangerer Vulkan, der sich bald entladen wird, wenn nicht eine große Aufopferung von unsrer Seite die Gefahr beschwört."

Artevelde erkannte die Wichtigkeit der Sache an, hoffte aber beide Zünfte zu gegenseitigem Nachgeben und zu einer friedlichen Beilegung des Streits zu vermögen, zumal da Weber und Walker ihm von Altersher zugethan wären und bereitwillig auf seinen Rath horchen würden.

Vaernewyck bedauerte, dem Meister Jacob sagen zu müssen, daß er sich irre. Die Weber glaubten, daß er den Walkern in ihren Forderungen beistehen würde, während die Walker wieder überzeugt wären, daß er den Webern helfen würde, um, wie sie sagten, das arme Volk der Walkerzunft zu zermalmen. Er fuhr sodann fort:

„Nein, Freund, verkennet Eure Lage nicht länger. Euer Einfluß ist wohl in ganz Flandern unbegrenzt, gleich dem Vertrauen, das das Volk auf Euren Heldenmuth und Eure hohe Weisheit setzt; aber in Gent ist Eure Macht gebrochen und Euer Name hat seine Zauberkraft verloren. Wenn nun eine große Gefahr das Vaterland bedrohte und Gent verließe Euch oder wendete sich gar gegen Euch — was würdet Ihr da thun können? Flandern würde unterliegen!"

„Wie?" rief Artevelde entrüstet aus, „solltet Ihr mich wollen glauben machen, Freund Maes, daß das Genter Volk mich haßt?"

„Allerdings, Oberhauptmann, wenn Ihr die Genter Bürgerschaft in sechs Theile theiltet, so würden fünf davon Euch herzlich zugethan sein; nur ein Sechstheil haßt Euch und verlangt Euren Fall. Eure Freunde sind friedliche Leute, die ruhig und arglos die Früchte Eurer Arbeit genießen; der andere, Euch feindlich gesinnte Theil begreift in seinem Schooß Alles, was herrschsüchtig, neidisch, ungeduldig oder boshaft ist und hat zu Triebfedern seiner unwider-

stehlichen Kraft die glühendsten Leidenschaften, die in des Menschen Herzen brennen. Die Gutgesinnten schlafen auf dem Bette der Zufriedenheit; die Uebelgesinnten wachen und werden von dem mächtigen Stachel unbefriedigter Begierden und der unruhigen Mißgunst getrieben . . . Und nun das Mittel, um dies Alles zu ändern und zu bessern, nicht wahr? — Eure Feinde erkennen als ihr Haupt und ihren Führer Meister Geeraert Denys an; in allen ihren Reden zeigen sie auf den Oberältesten als auf den Mann hin, der, nach ihrer Ansicht, am Besten die Interessen der Gemeinde begreift. Ich bin überzeugt, daß Denys viel beiträgt zu der gegen Euch thätigen Verläumdung, obschon ich nicht weiß, bis wie weit er Antheil hat an den Anschlägen unsrer Feinde. Er verbirgt vor Niemand den Haß, welchen er seit Jahren gegen Euch hegt. Jedermann, sogar seine Anhänger erkennen an, daß Neid und Herrschsucht ihn verzehren. — Nun wohl, Oberhauptmann, wir müssen diese Herrschsucht befriedigen, den Oberältesten mit Macht bekleiden, ihm Antheil geben an der Regierung der Gemeinde und so auch an der Verantwortlichkeit für die Bewahrung dessen, was seiner Sorge anvertraut ist. Dadurch ziehen wir auch seine Freunde zu uns herüber und lähmen auf alle Fälle die Unruhstifter für lange Zeit."

Der Oberhauptmann sah Ser Van Vaernewyck verwundert und traurig an und sagte:

„Habt Ihr dies Vorhaben wohl reiflich überlegt, Freund Maes? Weil der Wolf Euch von Außen bedroht, wollt Ihr ihn in den Schafstall einlassen? Wird dann der Oberälteste als Mitglied der Gemeindeobrigkeit nicht die Macht erlangt haben, seine schändlichen Absichten auszuführen?"

„Ich weiß es, Oberhauptmann; aber die größere Gefahr muß durch die geringere beschworen werden."

„Nun, es sei!" sprach Artevelde. „Es betrübt mich tief; doch da es für Flandern nützlich sein kann, so will ich mich nicht dagegen setzen. — Aber welchen Antheil wollt Ihr ihm an der Gemeindeobrigkeit geben? Schöppe kann er jetzt doch nicht werden."

„Wahrlich nein! auch erstreckt sich seine Herrschsucht weiter. Mein Plan ist, ihn zu Eurem Amtsgenossen zu

machen, und ihm zu gleicher Zeit mit Euch, die Oberanführung der Stadt in die Hand zu geben."

Ein eigenthümliches Lächeln überflog das Gesicht des Oberhauptmanns. Er schüttelte den Kopf und sagte:

„Ich würde täglich mit Meister Denys in Berührung kommen! Meine Zeit mit unbedeutenden Zwistigkeiten verschwenden! O Gott! Es ist also beschlossen! Ich muß klein werden; meinen Geist mit Armseligkeiten abstumpfen; zum Lohne meiner Arbeit muß ich nun noch lernen, wie man gegen Gewürm kämpft! — Nun, nun, ich werde mich dieser Erniedrigung unterziehen, wenn es sein muß; — aber wird die Schöppenbank wohl einwilligen in eine solche disharmonische Amtsgenossenschaft?"

„Ohne Zweifel, Oberhauptmann, diejenigen Mitglieder, welche uns zugethan sind, werden unserem Rath folgen; die andern werden mit Freuden ihre Stimme hergeben zur Erhebung des Oberältesten. — Was man in dieser Angelegenheit vermeiden muß, ist: unsern Feinden das Mittel zu lassen, die Ernennung des Meister Denys als Zeichen der Empörung gegen Euch darzustellen. Man würde aus diesem ungewöhnlichen und unerwarteten Beschluß leicht den Schluß ziehen können, daß die Schöppenbank kein Vertrauen mehr in Euch setzt, weil sie Euch Euren Feind zur Seite stellt. Um dem zuvorzukommen, muß die Idee von Euch ausgehn, damit ein Jeder, in dieser scheinbaren Versöhnung, einen Beweis Eurer Nachgiebigkeit und Eures Edelmuths sehe. Wer weiß, ob Ihr in diesem Schritt nicht das Mittel finden werdet, Euch den Oberältesten zum aufrichtigen Freund zu machen; jedenfalls darf es ihm nicht erlaubt werden zu denken, daß seine Erhebung eine andere Ursache habe, als Euren Willen. — Darum, Oberhauptmann, wie tief auch mein Vorschlag Euch verwunden möge, ich sage es: Ihr allein dürft mit Denys in dieser Angelegenheit sprechen, Ihr müßt zu ihm gehn, und ihn zu einer Versöhnung überreden, womit das Heil Flanderns nothwendig verbunden ist."

Artevelde kämpfte einen schweren innern Kampf; sein Herz bebte mit Abscheu vor diesem Schritt zurück, aber sein Edelmuth und seine Vaterlandsliebe ermahnten ihn, dies

Opfer auf den Altar des Vaterlands zu legen. Endlich zeigte er mit bitterm Lächeln nach der Kammer hin, wo seine kranke Tochter schlief.

„Ich verstehe Euch!“ sagte der Vorschöppe, indem er den Kopf wie überwunden beugte.

„Wohlan,“ sagte Artevelde, „ich werde thun, was Ihr von mir verlangt — ich werd' es thun, wenn Ihr vor Gott erklären wollt, daß er fremd blieb dieser greulichen Uebelthat.“

„Ich werde von meiner Bitte abstehen, wenn Ihr vor Gott erklären könnt, daß er Schuld dran hat,“ antwortete Ser Van Vaernewyck.

„In der That, ich weiß nicht!“ rief Artevelde in Verzweiflung aus, „aber das Gefühl, das mein Vaterherz erfüllt — die Flamme des Hasses, die zum ersten Mal in meinem Leben in meinem Busen entbrennt, sollte das kein Lichtstrahl von oben, keine Wahrheit sein?“

„Es ist möglich,“ sagte der Vorschöppe, „daß Meister Denys durch seine Aufhetzungen die vorzüglichste Ursache der gegen Euch gerichteten Anschläge ist; doch ich glaube nicht, daß er geradezu an solch einer schnöden Missethat Theil nehmen könne. Uebrigens, wie sehr wir uns gegen das Schicksal empören, es gibt kein Mittel ihm zu entgehen. Wenn Ihr meinem Vorschlage nicht zustimmt, wird er sich von selbst verwirklichen, Eure langen Reisen durch Flandern haben Euch nicht gestattet, die Veränderung der Stimmung in Gent zu verfolgen. Ich wiederhole Euch: es muß geschehen!“

Artevelde ging einige Mal stumm im Zimmer auf und ab, worauf er mit ruhigerem Ausdruck auf dem Gesicht sich zum Vorschöppen setzte und sehr ernsthaft zu ihm sprach:

„Aber, Ser Maes, Ihr habt vergessen, daß es noch ein Mittel gibt, um dieser Erniedrigung zu entfliehen, und vielleicht allen Zwist auf einmal zu endigen. Ich scheine ein Hinderniß für den Frieden geworden zu sein; meine Feinde gewinnen an Kraft und Muth; ich im Gegentheil fühle mich niedergedrückt, zerschmettert unter der Last der Regierung; meine Seele dürstet nach Ruhe und Einsamkeit.

Wohlan, als Freund, als Bruder, bitte ich Euch, erleichtert mir das Verlassen des öffentlichen Lebens, laßt mich die Aemter niederlegen, die da das Volk mir anvertraute. Gönnt mir und meiner Familie wenigstens einen geringen Theil meines Lebens!"

„Ihr heißt Jacob Van Artevelde!" antwortete der Vorschöppe mit edler Begeisterung, „die Unabhängigkeit, der Gewerbfleiß, die Volksfreiheit Flanderns liegen in diesem Namen eingeschlossen. Als Gott nach seinem heiligen Willen unsre Befreiung aussprach, da hat er Euer Leben genommen, um darauf die Säule von Flanderns Größe aufzubauen. Verlangt Ihr einen Theil Eures Lebens für Euch, so fordert ihn zurück von Gott, der Euch die Bestimmung eines Erlösers und Märtyrers gab."

Artevelde beugte bei diesen feierlichen Worten des Vorschöppen sein Haupt tief auf die Brust, wie Jemand, der einem unerbittlichen Urtheilsspruch weicht.

Nachdem nun Vaernewyck noch mit erschütternder Beredtsamkeit ein Bild von der verzweifelten Lage Flanderns und von der furchtbaren Gemüthsstimmung Artevelde's entworfen hatte, für den Fall, daß Artevelde sein Kreuz von den Schultern würfe und Geeraert Denys Oberhauptmann würde — ergriff er Artevelde's Hand und sprach zu ihm:

„Jacob, erinnert Ihr Euch wohl noch, daß wir in den Tagen der Hungersnoth und der Sclaverei, die Hand auf dem Kreuze, geschworen haben, nicht zu ruhen, bevor Flandern den vollen Besitz seines Rechts und seiner Unabhängigkeit genösse? Erinnert Ihr Euch, daß wir vor Gottes Angesicht gelobten, Alles fürs Vaterland zu opfern . . . Alles, Alles?"

Jetzt erhob sich Artevelde und rief:

„Wohlan, es ist beschlossen! ich werde thun, was Ihr verlangt; ich muß meine Würde als Mensch, mein Gefühl als Vater opfern; meinem Feinde die Waffe in die Hände geben, die mich vielleicht tödten wird? — Für Flandern! Für Flandern!"

Der Vorschöppe flog dem Oberhauptmann mit Entzücken an die Brust und flüsterte, indem er ihm den Bruderkuß gab:

„Ach, ich wagte es nicht zu hoffen, Jakob; aber Eure Seele ist größer noch, als ich glaubte.“

Während Artevelde in tiefe Betrachtungen versenkt, stumm stehen blieb, sagte Ser Van Vaernewyck:

„Nun, Meister Jacob, vergebt mir die Mittel, die ich anwandte, um über den Stolz Eures edlen Gemüths zu siegen. Ich auch, ich gehorche dem unwiderstehlichen Drange der Ereignisse und leide bei der Erfüllung meiner Pflichten. Kaum ist hier meine traurige Sendung zu Ende, so muß ich nach dem Schöppenrath eilen, um da weiter zu ringen mit den elenden Versuchen des Frevels. Muth und Vertrauen, Freund; einst werden wir heiter auf unsre Laufbahn zurücksehn, und uns mit Stolz daran erinnern, was wir für unser theures Flandern gethan haben, was wir geopfert haben für seinen Ruhm und seine Größe.“

Nach der Entfernung des Vorschöppen blieb der weise Mann mit auf die Brust gekreuzten Armen noch lange Zeit in tiefes Nachdenken versunken. Endlich erhob er sich, ging mit langsamen Schritten nach der Kammer, wo seine Tochter ruhte, und setzte sich still ihr zur Seite nieder, indem er seine Hand leise auf die ihrige legte und ihr bleiches Gesicht traurig ansah. Allmählig entstand ein süßes Lächeln der Hoffnung auf seinem Gesichte und seine Augen schienen unter dem Eindruck einer freudigen Empfindung zu glänzen. Wirklich war sein Vaterherz aufgeregt worden durch einen plötzlichen Gedanken, und vielleicht bedauerte er jetzt schon nicht mehr, daß das Schicksal ihn zu einem demüthigenden Versuche zwang. —

Wenn es ihm einmal gelänge, den Oberältesten zum Ablegen von Haß und Feindschaft zu vermögen! Dann würde die Heirath zwischen Veerle und Lieven der Preis seiner Versöhnung. Sein Kind, durch dieses unerwartete Glück gestärkt, würde genesen und noch glückliche Tage erleben! Seine Gattin würde sich freuen in der Freude ihrer Tochter; und Lieven, der gute Lieven würde die Belohnung seiner so schwer geprüften Liebe empfangen.

Dieser tröstliche Traum bemächtigte sich seines Geistes und beherrschte ihn, bis er aufstand, die Kammer wieder verließ und nach dem Hinterzimmer ging. Hier warf er

seinen Mantel um und zog sich das Regentuch über den Kopf, worauf er einige Worte zu seiner Gattin sprach und langsam über den Calanderberg schritt, um sich nach der Seite der St. Johanneskirche zu begeben.

Schon waren seine Gedanken durch neue Aussichten sehr gemildert, und es verdroß ihn beinahe nicht mehr, Geeraert Denys aufsuchen zu müssen. Unterwegs wurde seine Hoffnung noch größer; bald fühlte er keinen Haß mehr gegen seinen Neider; ein schmerzliches Verlangen nach seiner Freundschaft war die einzige Sehnsucht, die in seinem Herzen übrig blieb. Gleichwohl, als er die Wohnung des Oberältesten zu Gesicht bekam, warnte ihn sein Geist und rief ihn zur Vorsicht auf, indem er ihn erinnerte, was die Gesinnung dessen war, den er besuchen wollte. Der Oberhauptmann kehrte zum vollen Ermessen seiner Lage zurück; sein Gesicht nahm einen würdigen Ausdruck an, ein gewisser Trotz belebte seinen Blick und keck schritt er in den Laden des Oberältesten hinein, indem er dem Diener sagte, daß er Meister Denys zu sprechen wünschte.

Der Diener verbeugte sich ganz stumm vor Erstaunen und öffnete stotternd eine Thür, die zu dem Zimmer führte, in welchem sein Herr sich befand.

Bei Artevelde's Erscheinen saß Geeraert Denys am Kamin, mit dem Rücken nach der Thüre; sein Sohn Lieven stand in einer fernen Ecke bei einem Schreibpult und bemerkte so zuerst die Ankunft von Meister Jacob. Er ließ vor Schreck das Pergamentblatt, das er in der Hand hielt, zur Erde fallen und rief unwillkürlich aus:

„Gott! Der Oberhauptmann hier!“

Bei diesem Ruf sprang Geeraert Denys plötzlich auf und richtete einen wüthenden Blick auf den Eintretenden; aber als Artevelde ihn kalt und ruhig ansah und dies ehrfurchterweckende Gesicht lächelnd ihm entgegenstrahlte, empfing er einen unwiderstehlichen Eindruck. Nach der plötzlichen Veränderung seiner Gesichtszüge hätte man sagen sollen, daß Ehrfurcht und Scham ihn schüchtern gemacht hätten. Eben so schnell ward aber der Oberälteste wieder Herr seiner selbst; und er gab gleichzeitig seinem Gesichte einen gleich-

gültigen Ausdruck, obschon sein Herz voll glühenden Hasses heftig schlug.

„Es wundert Euch gewiß, mich hier zu sehn, Meister Denys?“ sprach Artevelde. „Was ich Euch zu sagen habe, muß wahrlich wichtig sein! Ich wünsche mit Euch allein zu sein; gestattet mir einige Augenblicke mich mit Euch zu unterreden.“

Der Oberälteste gab seinem Sohne ein Zeichen. Er stand auf um das Zimmer zu verlassen, richtete aber im Vorbeigehn an Artevelde die Frage:

„Und Veerle?“

„Es geht besser mit ihr,“ antwortete Artevelde, indem er ihm die Hand hastig drückte.

Als Lieven in der Ladenthür verschwunden war, sagte der Oberhauptmann zu Meister Denys, indem er in einiger Entfernung von ihm sich niedersetzte:

„Oberältester, ich komme mit der Bitte, mich geduldig anzuhören; Ihr sollt nachher frei urtheilen über das, was ich Euch vorschlagen will.“

„Nun, nun, diese Umwege sind nicht nöthig,“ antwortete Denys barsch. „Laßt hören, was Ihr mir zu sagen habt!“

Artevelde fühlte, daß er vor Aerger roth wurde, er bezwang sich jedoch und sagte zu Denys, der ihn fortwährend mit einer Art von höhnischem Ausdruck ansah:

„Oberältester, wir kennen einander sehr lange, es war sogar eine Zeit, wo unser Streben nach Flanderns Freiheit uns, wo nicht zu wahren Freunden, doch zu Kampfgenossen gemacht hatte. Seitdem sind zwischen uns Gefühle und Leidenschaften getreten, die ich hier nicht untersuchen will.“

„Ihr thut wohl daran,“ fuhr der Oberälteste heraus „denn Ihr seid gewiß nicht gekommen, um vor mir zu beichten.“

Ein Zittern durchlief Artevelde's Glieder, er schwieg einen Augenblick, und fuhr dann fort in einem Tone, worin sich eine gewisse Ungeduld blicken ließ:

„Meister Denys, die Leliards erheben überall das Haupt; sie vervielfältigen ihre Anschläge, sie schüren in allen Gemeinden das verzehrende Feuer der Bürgerzwiste. Frank-

reich bereitet sich vor, um durch unsern Zwiespalt unterstützt, unwiderstehlich sich auf Flandern zu stürzen. Wenn diejenigen, welche Einfluß haben auf das Volk, wenn die, welche ihr Vaterland lieben, in diesem äußersten Augenblick nicht die Hände zusammenthun, so ist die Unabhängigkeit und Freiheit Flanderns unwiderbringlich verloren. Wir geben jetzt unsrer Heimath ein trauriges Schauspiel. — Verlangt Ihr, daß Frankreich uns wieder unter seinem Einfluß erstické? Nein. — Fordert Ihr, daß wir das Bündniß mit England verlassen und dem Gewerbfleiß in unserm Lande den Todesstoß geben? — Nein. — Wünscht Ihr, daß unser Graf zurückkehre als Werkzeug des Ausländers, als Feldherr unserer Feinde, als Sendling gegen unsere Gesetze und Rechte?"

„Der Graf? Was sprecht Ihr mir von dem Grafen?" rief Denys spottend aus „wenn der jemals zurückkehrt, wird es doch mit meinem Willen nicht geschehen!"

„Es mag einige Verschiedenheit in unsrer Denkweise sein" fuhr Artevelde fort „gleichwohl, wollt Ihr im Grunde was ich will: Befreiung, Unabhängigkeit, Macht und Wohlstand für Flandern. Ist es da nicht unerklärlich thöricht, daß wir uns damit beschäftigen, einander durch gegenseitigen Haß zu schwächen und dem Volke das Vorbild des Zwiespaltes zu geben? Daß wir zur großen Freude der Feinde unsres Vaterlands Zeit und Kraft in nichtigen Zwisten zersplittern, während das Unwetter über unserm Haupte zusammentreibt: ein Unwetter, das uns Alle, sowohl als auch den Gegenstand, wofür wir kämpfen, wegraffen wird?"

„Ahah!" rief Denys mit triumphirendem Lächeln, „darauf habe ich gewartet! So lange man dachte, mich ungehindert verkennen zu können, hat man mich bei Seite gelassen. Nun man sieht, daß Vielen die Augen aufgehn und das Volk sich zu mir wendet, will man mich verlocken, meinen Einfluß abzutreten, um ihn zur Rettung derjenigen zu gebrauchen, die mich mißachtet haben! Aber Geeraert Denys ist kein Kind, Oberhauptmann! Was er in seinem Kopfe hat, wird er ausführen; sie, die sich über alle andere erhaben dünken und gewähnt haben, daß sie die Welt allein

auf den Schultern tragen könnten, mögen dagegen sein, oder nicht. Und kommt Flandern in Gefahr, so wird man Gottlob! noch Männer finden, es zu vertheidigen und zu rächen, vielleicht mit mehr Starkmuth. Ahah, Oberhauptmann, endlich erkennt man also doch, daß Geeraert Denys auch etwas zu bedeuten hat in Gent!"

Mit würdiger Ruhe antwortete Artevelde:

„Oberältester, ich bin nicht hierhergekommen, um zu zanken, noch um zu beschuldigen, noch um zu verlocken. Ich will nicht achten auf das, was in Euren Worten Höhnendes liegen mag. Ich muß bekennen, daß Euer Einfluß in Gent ansehnlich genug ist, um es mir zur Pflicht zu machen, Eure Mitwirkung zum gemeinen Besten zu verlangen. Welches auch die Ursachen dieses Einflusses sein, welche Gefühle uns auch von einander entfernen mögen, ich bin genöthigt, bei Euch eine Sendung zu erfüllen, die mir durch die Gefahr des Vaterlands aufgelegt ist. Es wird Euch wahrscheinlich wundern; aber ich komme zu Euch mit dem Vorschlag mein Amtsgenosse zu werden, die Oberanführung der Stadt mit mir zu theilen und als Rathsmann neben mir im Schöppenrath zu sitzen. Da ich wegen meiner Oberhauptmannschaft meist immer auf Reisen bin, begreift Ihr wohl, daß die Regierung Gents beinahe ausschließlich Euch wird anvertraut bleiben."

Geeraert Denys sah Artevelde einen Augenblick verwundert und ungläubig an. Dann wandte er, ohne zu antworten, den Kopf ab und verlor sich in Nachdenken. Bald erschien ein Lächeln auf seinem Gesicht: ein Ausdruck giftiger Freude, wie von einem Tiger, der seine Beute angrinst.

Der Oberhauptmann bemerkte dies nicht und fuhr fort:

„Wenn wir in der Erfüllung unserer gemeinschaftlichen Pflichten Beweggründe finden könnten, um nach und nach ein Gefühl gegenseitiger Achtung oder Freundschaft in unsern Herzen zuzulassen, so wäre das ein großes Glück für Gent und für Flandern. Ich zweifle jedoch, ob eine innige Versöhnung zwischen uns zuerst wohl möglich sei, und es ist nicht nöthig, daß wir dies läugnen. Laßt uns wenigstens vor den Augen des Volkes Freunde sein; damit

unser Beispiel den öffentlichen Frieden wieder herstellen helfe und aus den Gemüthern Haß und Zwist vertreibe. Was uns betrifft, wir werden in der Erhabenheit unsres Berufs die Kraft finden, um die Leidenschaften, die uns von einander entfernt halten, zu bezwingen. Wohlan, Oberältester, sagt mir, ob Ihr auf solche Bedingungen hin, Theil nehmen wollt an dem großen Werk von Flanderns Erhebung? — Urtheilt in voller Freiheit, entscheidet nach Eurer eigenen Eingebung; denn wenn diese Amtsgenossenschaft eine Quelle von noch größerm Haß und noch mehr Spaltung werden sollte, so wäre es besser, sie zu verwerfen."

Ehe der Oberälteste sein Gesicht wieder zu Artevelde wandte, war das boshafte Lächeln daraus verschwunden und er fragte in minder bitterm Ton:

„Macht Ihr mir dies Anerbieten in Aufrichtigkeit?"

„Ich habe niemals geheuchelt" war die Antwort.

„Aber die Schöppenbank? Würde die zustimmen?"

„Sie besteht aus Freunden von mir und aus Freunden von Euch. Die Meinigen werden sich dessen zum Besten des Friedens und des Landes nicht weigern; die Eurigen werden froh sein, Euch an der Spitze der Gemeinde zu sehn."

„Nun wohl, Oberhauptmann, ich nehme Euren Vorschlag an" sagte Denys.

„Und jetzt frag' ich Euch auch, Oberältester, geschieht es mit Aufrichtigkeit?"

„Mit voller Aufrichtigkeit!"

„Darf ich hoffen, daß Ihr Euch bemühen werdet, zu vergessen, daß Ihr mich gehaßt und unaufhörlich bekämpft habt?"

„Es wird von Euch abhängen, Meister Jacob; wenn ich in Euch einen Mann antreffe, der in der That geneigt ist, einem Jedem zu lassen, was ihm gebührt, so wird die Feindschaft gewiß nicht durch mich verursacht oder unterhalten werden. Sogar schon von jetzt an, biete ich, als College, Euch meine volle Freundschaft an. Ihr seht wohl, daß ich es nicht scheue, den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun."

„Bei diesen Worten reichte er mit heiterm Lächeln dem Oberhauptmann die Hand, der sie annahm und herzlich drückte.

„Also, wir sind Freunde?“ sagte Denys.

„Ich bitte Gott, daß wir es ewig bleiben mögen!“ antwortete Artevelde. — Nach einigen Augenblicken sprach er mit leiserem Ton:

„Ich habe noch ein besonderes Anliegen an Euch, Meister Denys.“

„Ich merke vorher, wovon Ihr sprechen wollt,“ sagte Denys lächelnd.

„Unsere Kinder lieben einander schon viele Jahre, Oberältester. Die Feindschaft, welche zwischen uns herrschte, bereitete ihnen unsägliche Schmerzen. Es ist die höchste Zeit, daß wir ihrem Kummer ein Ende machen, und ihnen die Belohnung schenken für ihre Standhaftigkeit, die nichts auf der Welt hat schwächen können, weder Rath noch Befehl, weder Verläumdung noch Unglück. Wenn wir wirklich Freunde sind, fällt die zwischen unsern Kindern aufgerichtete Scheidewand von selbst weg. Ich wünsche auf's Innigste, daß unsre Versöhnung durch ein Band des Bluts besiegelt werde. Stimmt Ihr zu, daß die Hochzeit zwischen Eurem Sohne und meiner Tochter sobald wie möglich gefeiert werde? Das Genter Volk wird darin ein glänzendes Zeichen unsrer Versöhnung sehn.“

„Ich weiß nicht“ antwortete Geeraert Denys, „aber ich hätte wohl gewünscht, daß Ihr diese Frage jetzt nicht an mich gestellt hättet. Ich bin Vater, Oberhauptmann, und ich muß die Ehre meines Sohns bewahren, sogar vor dem Schein einer Verletzung.“

„Was meint Ihr?“ fragte Artevelde, indem sein Blick plötzlich entbrannte.

„Erbittert Euch nicht darüber“ antwortete Denys lächelnd „es war nicht meine Absicht Euch zu höhnen, aber Ihr wißt, was die Welt immer über ein Mädchen sagt, die entführt worden ist. Lieven hat mir die Geschichte erzählt und es ist wohl unglücklich für die arme Beerle; doch wer kann straflos gegen den Strom der öffentlichen Meinung kämpfen?“

„Weigert Ihr Euch denn, unsre Kinder sich heirathen zu lassen? Und zwar aus dem eben angeführten Grunde? Wo ist dann die Freundschaft, welche Ihr mir anbotet?“

Der Oberälteste stellte sich so, als dächte er eine Weile nach, und antwortete dann: „Nun, ich will über Alles hinweg sehen, obschon es eine große Aufopferung ist. Wohlan, ich gebe meine Zustimmung zur Heirath.“

„Ist das ein festes Wort, Meister Denys?“

„Die Welt mag sagen und denken, was sie will: mein Beschluß ist gefaßt, und Ihr könnt in vollem Vertrauen versichert bleiben, daß ich mein Wort halten werde.“ —

„Wann soll die Hochzeit sein?“

„Ach, das müßt Ihr doch selbst am besten wissen: Jungfer Beerle ist gefährlich krank; das würde ich hinlänglich an Lievens Traurigkeit merken, wenn er es auch nicht unaufhörlich Himmel und Erde klagte.“

„Die frohe Botschaft wird ihr die Gesundheit schnell zurückschenken, Meister Denys. Es bleibt also dabei: sobald Beerle hergestellt ist, haben wir die Hochzeit?“

„Sicherlich werdet Ihr dann Zeit genug haben, Oberhauptmann, um vorher die Schöppenbank über Euren Vorschlag entscheiden zu lassen.“

„Ehe acht Tage vergangen sind, werdet Ihr mein College werden, Oberältester. — Und nun, sofern von diesem Augenblicke an unsre gemeinschaftlichen Bestrebungen dahin zielen müssen, die Gemüther zu beruhigen und allen Zwiespalt aufzuheben, möchte ich Euch ersuchen, sobald als möglich dazu beizutragen, daß die Streitigkeit zwischen den Webern und Walkern in der Güte beigelegt werde.“

„In der Güte? Wie versteht Ihr das?“ rief Denys. „Wollt Ihr denn, daß die Weberei sich den ungegründeten Forderungen der Walker füge?“

„Nein, Oberältester, ich erkenne an, daß die Walker kein Recht haben, mit Gewalt und Drohungen einen höhern Taglohn zu fordern, als ihnen von Altersher zugestanden ist; aber ich glaube auch nicht, daß der Taglohn etwas so unveränderliches ist, daß man in Zeiten des Wohlstandes wie die jetzigen sind, den Handwerksgesellen

einen rechtmäßigen Antheil am Gewinnst dauernd verweigern sollte."

„Und wer hat denn während des Stockens des Handels und der Gewerbe den ganzen Verlust erlitten? Sind es die Walker gewesen? Nein, es waren die Weber, die ihre Tücher nicht verkaufen konnten und zu Grunde gingen, während die Walker nichts dabei verloren."

„Und verloren sie denn nicht ihr einziges Eigenthum, die Arbeit? Hat die Hungersnoth sie nicht zu Hunderten weggerafft, Oberältester? Ich meine nicht, daß die Weberzunft die übertriebenen Forderungen der Walker vollständig befriedigen soll: das wäre ebenso gefährlich, wie eine bestimmte Weigerung. In dieser Streitfrage liegt eine große Gefahr für Gent und für Flandern; man muß von beiden Seiten etwas aufopfern für die Versöhnung. So verstehe ich die Sache, und ich rathe Euch, wollt Ihr Eurem Vaterlande einen großen Dienst erweisen, so spornt Eure Zunft zur Nachgiebigkeit an. Auf diese Weise wird es äußerst leicht, diesen drohenden Zwist in Freundschaft zu schlichten."

„Nun wohl, ich werde es versuchen" sagte Denys; „glücklicherweise ist mein Einfluß auf die Weber groß, sonst wär' es vergebens, diese Saite zu berühren; sie sind gar zu sehr auf die Walker erbittert."

„Ein energischer Versuch, Oberältester, und Ihr werdet einen schönen Sieg erlangen; ich meiner Seits werde die Aeltesten und Geschwornen der Walker zu gemäßigteren Gesinnungen bewegen. — Bevor ich Euch verlasse, wünsche ich Eurem Sohn die frohe Nachricht mitzutheilen; und dann möcht' ich, wenn Ihr nichts dagegen habt, mit ihm nach meiner Wohnung zurückkehren."

Der Oberälteste rief seinen Sohn. Er kehrte darauf zurück zu Artevelde und indem er seine Hand ergriff, sagte er:

„Also, in Freundschaft! Was gesagt ist, bleibt gesagt... in voller Aufrichtigkeit."

Lieven trat in diesem Augenblick ins Zimmer; aber als er seinen Vater mit dem Oberhauptmann Hand in Hand überraschte, und ein Lächeln auf beider Gesicht glänzen

sah, blieb er, wie von einem unerwarteten Schlag getroffen, plötzlich stehn.

„Nun! Nun!“ sprach sein Vater mit freundlichem Scherz „was setzt Dich so in Erstaunen, Lieven? Der Oberhauptmann ist mein Freund geworden, Du siehst es wohl!“

„Sollte es wahr sein, o Gott?“ rief Lieven, die Hände zusammenschlagend. „Und Du, Vater Du?“

„Ich bin ihm ebenso gut Freund“ antwortete Denys.

„Dank, Dank!“ rief der Jüngling voll Freuden aus, indem er dem Oberältesten um den Hals fiel. „Dank! Du gibst mir einen Vater zurück; die schönste, heiligste Leidenschaft meines Herzens entbrennt aufs Neue mit milder Gluth. Gesegnet sei dieser Tag in meinem Leben!“

Sodann richtete er seinen Blick auf Artevelde und ergriff bebend seine Hände. Artevelde sagte ihm bewegt:

„Lieven, Du gehst mit mir, um der kranken Beerle eine tröstliche Neuigkeit zu bringen. Dein Vater willigt ein in die Heirath und wünscht, daß sie sobald als möglich vollzogen wird: es ist sein festes Wort!“

Der Jüngling sah seinen Vater ungläubig an.

„Es ist wahr!“ sagte der Oberälteste. „Du siehst also wohl, daß wir gute Freunde geworden sind?“

Eine heftige Aufregung erschütterte Lieven; er hatte nicht die Kraft zu reden und sank mit dem Kopfe an die Brust seines Vaters, während Thränen des Danks und der Freude ihm entfielen.

Nach einem kurzen Augenblick sagte Artevelde:

„Lieven, sollen wir die arme Beerle noch länger auf die gute Nachricht warten lassen?“

„Nein, o nein!“ rief der Jüngling, „komm, komm.“

Und sich zu seinem Vater wendend, sagte er mit liebreichem Blick:

„Vater, ich kehre schnell zurück, um Dir nach Gebühr zu danken für diese unerwartete Wohlthat und Gott zu bitten, daß er Dich segne! Aber erst Beerle, Beerle getröstet und froh gemacht!“

Mit diesen Worten zog er den Oberhauptmann nach der Thüre.

Artevelde folgte, nachdem er einen freundlichen Gruß mit dem Oberältesten gewechselt hatte und verließ das Haus. —

Geeraert Denys sah ihnen einige Zeit nach und kehrte dann zurück ins Zimmer, wo er mit einem hochmüthigen Spottlächeln auf dem Gesicht, auf und nieder zu schreiten begann, und endlich zu sich selbst sagte:

„Ahah! Meint man mich in solch dummen Schlingen zu fangen? Als man mich für schwach hielt, sah man mit Hochmuth auf mich herab; jetzt wo man meine Macht nicht mehr verkennen kann, sucht man mich durch Falschheit zu verführen! Man bietet mir seine Freundschaft an, um mich von denjenigen abzuziehen, die mir anhangen . . . . Und man glaubt, daß ich so unbesonnen sein werde, so die Vernichtung meines Einflusses mir gefallen zu lassen? Die Oberherrschaft mir entschlüpfen zu lassen, jetzt wo sie mir entgegenlacht, meine Rache aufzugeben jetzt, wo ich stark genug bin, um Furcht einzuflößen und zu strafen? Nein, nein, keine Schwachheit! Ich muß ihn unter meine Füße bringen, ihn zertreten, allein herrschen! Ha, Jacob Van Artevelde, Du hast gemeint, es sei genug, Verstand zu besitzen und große Thaten gethan zu haben, um für ewig durch das Volk auf dem Schild getragen zu werden? Thorheit! Jetzt kommt die Reihe an mich! — Schon verblendet Dich das Vorgefühl Deines Falls. — Wo ist nun Deine Weisheit, Dein Verstand? Wie ein unvorsichtiges Kind kommst Du und lieferst Dich in meine Hände. — Du willst Deine Macht mit mir theilen? Und Du wähnst, daß auf dem Schöppenhaus von Gent Platz genug für uns Beide ist? Das werden wir sehn! Ich soll die Weber zur Nachgiebigkeit ermahnen? Possen! Dieser Zwist macht Dich zittern; Du siehst vorher, daß er ein Feuer ist, das Dich verschlingen muß. Und ich sollte Wasser gießen auf die Flamme, die meinen Feind zu verzehren droht? Wer glaubst Du denn, daß ich bin? Nein, nein, Du sollst niederstürzen, zerschmettert werden und noch Deine Hände um Gnade flehend nach mir ausstrecken. Dann sollst Du Geeraert Denys kennen lernen; dann wird er Tropfen

für Tropfen Dich die Galle trinken lassen, die Du in seinem Busen gesammelt hast. Ahah, Jacob, für Dich gibts kein Mittel mehr, mir zu entschlüpfen, Du hast Dein eigenes Urtheil unterzeichnet! Und nun, keine Zeit verloren; es gibt Männer, die an meiner Rache Theil nehmen müssen."

Mit diesen Worten eilte er zur Thür hinaus.

XVI.

Die Mehrheit der Schöppenbank hatte den Vorschlag Artevelde's in Bezug auf die Ernennung von Denys zum Mit-Vorsteher der Stadt freudig angenommen. Obschon ein Jeder fühlte, daß darin eine große Gefahr lag, so war man doch über jedes Bedenken hinweggeschritten in der Hoffnung, daß durch dieses Mittel allmählig eine wahre Versöhnung zwischen den beiden Parteien, die die Stadt spalteten, zu Stande kommen und der Streit zwischen Webern und Walkern in der Güte würde beigelegt werden können.

Sehr früh jedoch merkte die Schöppenbank, zu welch beklagenswerther Unvorsichtigkeit sie sich durch den Drang der Zeitverhältnisse hatte verleiten lassen. Kaum hatte der Oberälteste einigen ihrer Sitzungen beigewohnt, so begann er zu zeigen, was man von seiner Anwesenheit im Rathe zu erwarten hatte. Alles in ihm — Handlungen, Worte und Gebehrden — war Leidenschaft, Gewalt und Haß. Um seinen rastlosen Ehrgeiz zu befriedigen, um von sich sprechen zu lassen und als scharfsinniger Mann zu erscheinen, stellte er fortwährend Anträge auf durchgreifende Veränderungen in der Gemeindeverwaltung, indem er mit hohlklingenden Redensarten gegen angebliche Mißbräuche ausfiel, welche er abgestellt sehn wollte. Was ihm an Verstand und Scharfsinn abging, suchte er durch eine Fluth von Worten zu ersetzen, und überschrie Jedermann, ohne ihm die Gelegenheit zu einer freien Meinungsäußerung zu gönnen. Wenn ein Schöppe sich erkühnte, ihm in der Versammlung die Schädlichkeit seiner Anträge oder die Grundlosigkeit seiner Mo-

tive zu beweisen, so erging er sich in persönlichen Beschuldigungen und höhnte beinahe täglich einige der Magistratsmitglieder.

So war der Schöppenrath selbst ein Schauplatz immerwährenden Zwistes geworden. Allerdings verwarf die Majorität fast jedesmal Denys' Anträge; er aber, gestützt durch eine aufgewiegelte Minorität und wohl wissend, daß die Stimmung der Gemüther in der Stadt den Schöppenrath machtlos machte, fuhr mit Unverschämtheit in seinen Bestrebungen fort, die sichtbar darauf hinaus gingen, eine Art von gewaltsamer Alleinherrschaft zu gewinnen. Dabei verbreiteten seine Anhänger allerlei falsche Gerüchte über das, was im Schöppenrath geschah oder gesagt wurde, so daß bald einige der friedlichsten Rathsherrn unter dem Vorwand von Kränklichkeit oder anderer Gründe sich der Sitzungen zu enthalten anfingen.

Niemals hatte der Oberälteste Artevelde heftiger gehaßt, als jetzt, wo er beinahe unaufhörlich in Berührung mit ihm kommen mußte. Wenn Denys im Rath einen unbesonnenen Antrag stellte und ihn mit Leidenschaft und Zorn der Gutheißung der Schöppen aufdringen wollte, bedurfte es nur einiger Worte von Seiten Artevelde's, um seine Absichten zu vereiteln und den Antrag durch die Mehrheit verwerfen zu lassen. Obwohl der Oberhauptmann sich stets gemäßigt äußerte, und niemals etwas sagte, das den Oberältesten verletzen konnte, so fühlte dieser sich dennoch zermalmt unter dem Vergleich, den er nothgedrungen anstellen mußte zwischen seiner eigenen Unbedeutenheit und dem Alles umfassenden Geiste Artevelde's. Die unüberwindliche Kälte des Oberhauptmanns steigerte Denys Zorn bis auf den höchsten Grad; es gelang ihm nie durch spöttische Wortspiele und herausfordernde Vorwürfe Artevelde zu einem heftigen Zank zu reizen; der weise Mann rief ihn jedesmal höflich zum Gefühl der Würde der Versammlung und zur Ruhe zurück. Natürlich wurde Denys dadurch immer erbitterter auf Artevelde; so oft er ihn sah, ward er roth vor Zorn, so oft er seine Stimme hörte, kochte ihm das Blut in den Adern. Die Mäßigung des Oberhauptmanns nannte der Oberälteste

Heuchelei und Scheinheiligkeit; den Einfluß seines Wortes Gewaltthätigkeit und Tyrannei, die Mehrheit der Schöppenbank eine Verschwörung von ehrgeizigen Leuten, die ihn unterdrückten. So wußte er durch seine Anhänger sich bei einem Theile des Volks als Opfer von Artevelde's Herrschsucht darzustellen und beschuldigte den Oberhauptmann und seine Anhänger gerade jener Leidenschaften und Absichten, welche man ihm, wie er wohl fühlte, mit Recht vorwerfen konnte.

Bei diesem Zwiespalt war jede gesetzmäßige Macht in Gent vernichtet. Obwohl Artevelde durch die Majorität der Schöppenbank gestützt, noch das wahre Haupt der Gemeinde war, so herrschte doch unter dem Volke solche Gleichgültigkeit oder solche schlechte Gesinnung, daß es beinahe unmöglich geworden war, irgend welche Maßregel auszuführen. Jeder hatte ein Vorgefühl davon, daß in Gent eine große Veränderung geschehen würde; Viele sahen schreckliche Ereignisse vorher; Alle betrachteten mit Furcht die allgemeine Verwirrung und Auflösung, die sich unverkennbar ankündigte.

Artevelde war ganz rathlos geworden, er mußte sich zuletzt, da bei jedem seiner Schritte tausend Hindernisse sich erhoben, darauf beschränken, von der Zeit eine glückliche Veränderung zu hoffen und unterdessen Alles zu vermeiden, was dem Aufstand hätte Ursache zum Losbrechen geben können.

Betreffs der Heirath von Lieven und Veerle hatte Denys sein Wort nicht zurückgezogen und er sprach sogar oft davon, als von einer fest beschlossenen Sache, die unabhängig von seinen Streitigkeiten mit dem Oberhauptmann bleiben würde. Veerle war noch sehr kränklich, doch ihre Gesundheit kehrte schnell genug zurück, um eine baldige Genesung erwarten zu lassen. Die beiden Liebenden lebten so in süßer Hoffnung und vergaßen was außerhalb des Kreises ihrer Liebe geschah.

Die Ernennung von Denys zum Mit-Vorsteher der Gemeinde hatte zuerst einen gewissen Stillstand in dem Zwist zwischen den Webern und Walkern zur Folge gehabt. Nicht, weil die Walker darin einen Vortheil oder eine Zufriedenstellung sahen; im Gegentheil, die Erhebung des Oberältesten

der Weberzunft war eine neue Erniedrigung für andere Zünfte, aber die Weber hatten sich scheinbar zu einer Uebereinkunft geneigt gezeigt und in Unterhandlungen über die Vermehrung des Arbeitslohns eingewilligt. Beide Zünfte blieben jedoch in den Zusammenkünften so unbeugsam, daß die gegenseitigen Erörterungen ihrer Interessen die Spaltung zwischen ihnen nur noch vergrößerten.

Geeraert Denys, der sich nach einigen Monaten überzeugt hielt, daß er auf dem gesetzlichen Wege niemals die Alleinherrschaft über Gent in die Hände bekommen würde, hatte seit einiger Zeit den Haß zwischen den Zünften aufs Neue angefeuert und die Unterhandlungen plötzlich abbrechen lassen. Er wußte, daß Artevelde sich ganz der Ausgleichung dieses drohenden Streites gewidmet hatte und sah darin ein Mittel der Rache gegen den Oberhauptmann. Gleichwohl war dies nicht sein einziger Beweggrund: er hatte den Plan entworfen, sich ausschließlich auf die mächtige Weberzunft zu stützen und ihre zahlreichen Mitglieder dadurch, daß er ihrem Hochmuth schmeichelte, zu seinen Anhängern zu machen. — Konnte er dies Ziel erreichen, so durfte er sich in Gent Herr wähnen und seiner Herrschsucht und Rachgier vollends den Zügel schließen lassen. Es glückte ihm vollständig, denn während Artevelde Niemand ganz Recht gab und Jedermann zur Nachgiebigkeit ermahnte, schrie Denys überall aus, daß die Walker nicht das geringste Recht hätten in ihrer Forderung, und daß es eine Feigheit sein würde, ihnen eine Erhöhung ihres Arbeitslohns zuzugestehn, indem er dabei großprahlerisch ausposaunte, daß die Weberei die erste Zunft in Gent wäre, und das Recht hätte, über allen Zünften zu stehen.

Im Grunde war diese letzte Aeußerung richtig; die Weberei umfaßte in ihrem Schooße alle Tuchhändler. Seit dem Wiederaufleben der Gewerbe waren die Erzeugnisse der Weberei sehr im Preis gestiegen, und diese Zunft war ungemein reich geworden. Außerdem hatte sie nach Gesetz und Gebrauch den Vorrang vor den zwei andern Gliedern der Gemeinde, nämlich vor den Walkern und den kleinen Innungen; und ihr Aeltester war, nach dem Recht Oberältester von Gent.

In ruhigeren Zeiten würde Niemand daran gedacht haben, diesen Vorrang der Weber zu bestreiten, als hier und da ein alter Walker, der sich ärgerlich daran erinnerte, daß die Walkerei ehedem an der Spitze der Zünfte gestanden hatte; aber so wie die Gemüther jetzt durch langes Aufhetzen bereit waren, bei der geringsten Reibung Feuer zu fangen, war nichts Gefährlicher als die höhnenden Prahlereien von Denys und seinen Anhängern. Die hochmüthigen Herausforderungen der Weber und das Pochen auf ihre Macht und auf ihren Vorrang hatten endlich die Gemüther der anderen Zünfte so sehr erhitzt, daß die kleinen Innungen sich auf einmal auf die Seite der Walker stellten und eben so laut wie diese zu rufen anfingen, daß die geforderte Lohnerhöhung mit Güte oder mit Gewalt erlangt werden müßte.

Diese unerwartete Hülfe führte die Walker auf den höchsten Gipfel der Keckheit; besonders weil sie dadurch Jan Bake, den Aeltesten der kleinen Innungen und seine drei Söhne zu Anführern erhielten. Bis jetzt waren die Walker ungeachtet aller Aufhetzung noch nicht zu Gewaltthaten geschritten, weil ihr Aeltester, Seger Boele vor Blutvergießen zurückbebte. Jan Bake dagegen galt in der Stadt als einer der leidenschaftlichsten und stärksten Männer; und obschon er Aeltester der Schmiede und der kleinen Innungen war, scheute er sich doch nicht, seine Löwenkraft anzuwenden, und Streitigkeit mit Jedem, der ihm entgegen war, durch Faustschläge zu entscheiden. Seine drei Söhne waren von ihren Kameraden eben so sehr gefürchtet, als die größten Fechter der Stadt. So stieg denn der Haß zwischen beiden Parteien bald bis auf den Punkt, daß beinahe täglich blutige Schlägereien in den Wirthshäusern vorfielen.

Dieser Zustand der Dinge betrübte Artevelde ungemein; er arbeitete Tag und Nacht ohne Ruhe und Rast, um seine Vaterstadt vor dem ihr drohenden Unglück zu beschützen und zu gleicher Zeit die Anschläge der Leliards in den andern Gebieten Flanderns zu vereiteln. So lange die kleinen Innungen außerhalb des Streits geblieben waren, hatte er noch Einfluß genug bewahrt, um einen entscheidenden Zusammenstoß zwischen Webern und Walkern zu verhindern;

aber jetzt, wo auch das dritte Glied der Gemeinde sich mit Wuth gegen die Weber erklärt hatte, verschwand der letzte Schein von Macht, welchen die Gemeinde-Obrigkeit noch behalten hatte. Der herrschende Haß hatte die Gemüther aller Einwohner entzündet; Jeder hielt sich verpflichtet, seine Zunft mit Leidenschaft zu vertheidigen und Niemand wollte noch auf die Stimme der Obrigkeit horchen.

Endlich war es so weit gekommen, daß man öffentlich in der Stadt zu sprechen anfing von einem bevorstehenden Aufstand der Walker, die nichts Geringeres zu thun drohten, als alle Häuser der Weber auszuplündern und Jeden zu ermorden, der ihnen Widerstand bieten würde. Bereits sah man Walker und Glieder der kleinen Innungen mit Waffen durch die Straßen eilen; und Jan Bake hatte sogar nach der Aussage einiger Bürger angekündigt, daß das blutige Spiel des folgenden Tags gewagt werden würde.

Als letzte Ausflucht, um das Blutvergießen, wenigstens für diesen Tag noch zu verhindern und wo möglich den Streit beizulegen, ließ Artevelde durch den Stadttrompeter ausrufen, daß die Aeltesten aller Innungen sich des andern Tags gegen neun Uhr Morgens im „Hochhaus“ am Freitagsmarkt versammeln würden um da über den schwebenden Streit zu berathschlagen und endgültig zu entscheiden.

Diese Ankündigung, die eine Erledigung der Streitfrage versprach, räumte die Ursach zu einem sofortigen Kampfe weg; man schob also alle gewaltsame Unternehmung auf, obschon jede Zunft sich bereit machte, Rache an ihren Gegnern zu nehmen, wenn die Entscheidung nicht nach ihrem Sinne ausfiele.

Des andern Tages war ein schöner Maitag. Die milde Frühlingssonne ergoß ihre wärmenden Strahlen über Häuser und Straßen. Alles glänzte in sonniger Pracht, sowohl der blaue Himmel da oben, als die lachende Natur hier unten. Man hätte meinen sollen, daß dieser heitre Tag nichts als Lebenslust und Freude bescheinen könnte. Ach, in Gent beschien er eine gährende Menge, welche mit Zorn und Racheburst im Herzen wie ein kochender Vulkan die schrecklichste Entladung der Volksleidenschaften anzukündigen schien.

Die ganze Stadt war durch ein schreckliches Vorgefühl aufgeregt; auf jedem Gesicht konnte man Angst und Wuth lesen. Man sah die Handwerker, Meister und Gesellen, das Haupt vorgebeugt, und den düstern Blick zur Erde gerichtet nach dem Freitagsmarkt eilen, indem sie einander von Ferne die Faust zeigten oder sich gegenseitig zur Unversöhnlichkeit ermahnten. Selbst steinalte Greise, deren Rücken schon übers Grab gebogen schien, schleppten ihre steifen Glieder nach dem Versammlungsplatz, wo man über die Ehre oder die Erniedrigung ihrer Zunft entscheiden wollte; in ihren Augen glänzte noch ein glühender Funke, der Haß schien ihre letzten Lebenskräfte für diesen Tag vereinigt zu haben.

Unterdessen standen die Frauen und Mädchen bleich und zitternd vor ihren Thüren in Haufen geschaart und riefen zum Himmel Ach und Weh! über das Unglück, das die Gemeinde bedrohte oder sie nahmen Theil an dem Zwist und richteten gegen einander unter einer großen Fluth von Worten die höhnendsten Herausforderungen. Aus den armen Stadtvierteln folgten sogar Frauen ihren Männern und bezeugten noch lauter als sie, daß sie, um die Ehre der Zunft zu rächen, sich nicht scheuen würden, selbst dem Tod entgegen zu gehen.

Der Freitagsmarkt war sowohl vor als hinter der St. Jacobskirche mit großen Haufen von Handwerkern überdeckt, zwischen welchen absichtlich freie Durchgänge gelassen zu sein schienen. Alle Zünfte waren durch eine bestimmte Anzahl Mitglieder vertreten; doch stand jede von allen übrigen abgesondert durch einen Zwischenraum, der groß genug war, um gegenseitige Berührung zu vermeiden.

In jedem dieser Haufen, in deren Mitte der Aelteste oder ein Sprecher sich befand, zankte man heftig über den schwebenden Streit und urtheilte schon zum Voraus über das Ziel und den möglichen Ausgang der angekündigten Versammlung ab. All dies Rufen und Getöse verschmolz in ein dumpfes Brausen und Summen, wie wenn ein unermeßlicher Bienenschwarm sich zum Ausflug rüstete.

Von dem „Wannekens-aerd" bis ans Thürmchen hatten die Mitglieder der Weberzunft sich ausgebreitet; sie um-

faßten folglich beinahe die Hälfte des Marktes längs der Südseite. Außer den Tuchhändlern, die sich in stattlicher Anzahl vor dem „Hochhaus" befanden, konnte man in dieser mächtigen Schaar die Weber, Spinner und Tuchscheerer erkennen. Man merkte aber hier nicht eine solche Abgränzung der einzelnen Abtheilungen. Diese Zunft bildete eine feste Körperschaft, die durch ihre große Anzahl wirklich geeignet war, den übrigen Gewerken Furcht einzuflößen. Man konnte auf den Gesichtern der Weber wohl wahrnehmen, daß sie sich ihrer Macht nicht unbewußt waren, sie waren nicht so laut und unruhig wie die übrigen Haufen; aber ein Lächeln gleichgültiger Verachtung verrieth den Stolz, der ihre Herzen erfüllte.

Geeraert Denys lief hier auf und nieder, Jedermann die Hand drückend und giftige Worte ausstreuend, um auch den letzten Versuch Artevelde's mißglücken zu lassen. Es war ihm äußerst leicht, seine Zunftgenossen zur hartnäckigsten Unnachgiebigkeit zu stimmen, denn diese war bereits unter den Webern sowohl wie unter den andern Zünften beschlossen.

Den Webern gerade gegenüber, von dem Uthenhovestein bis an die Wolfstiege bildeten die Walker eine unruhige Schaar, die sich in verschiedenen Haufen um eine Anzahl wüthender Sprecher zertheilt hatte. Was diese Zunft vor allen andern charakterisirte, war die augenscheinliche Armuth der meisten Mitglieder, deren zerrissene Kleider und elendes Aussehn davon zeugten, daß sie nicht in gleichem Maße mit den Andern Theil hatten an dem allgemeinen Wohlstand. Hier glühten aller Angesichter vor Zorn; hier hörte man die schrecklichsten Verwünschungen, die furchtbarsten Drohungen gegen die Weber gen Himmel steigen. Eine Menge Weiber, die wie abscheuliche Geister des Hasses und der Rache, die Männer zur Raserei entflammten, liefen mit verworrenen Haaren in dieser Zunft umher und erfüllten zuweilen die Luft mit schneidendem Mordgeheul.

In der Ecke an der Minnemansstiege standen die Schmiede, mit ihren Schurzfellen, mit bloßen Armen, schwarzen Gesichtern und glühenden Augen, wie ein Haufen Teufel aus der Hölle. Jan Bake, der Aelteste, beinahe

über einen Kopf länger als die größten seiner Gesellen und stark gebaut wie ein Riese, stand in der Mitte seiner Zunft und hielt da eine Rede, die seine Leute vor Wuth die Fäuste ballen ließ und geeignet gewesen wäre, den Streit sogleich zum Beginn zu bringen, wenn nicht Jeder gewünscht hätte, erst den Ausgang der Versammlung auf dem „Hochhause" zu erfahren. Neben Jan Bake standen seine drei Söhne, ebenso starken Gliederbau's wie ihr Vater und nicht minder von Rachsucht glühend.

Weiter auf dem Markt und bis in die angrenzenden Straßen bemerkte man die meisten übrigen Gewerke, obschon in kleinerer Anzahl; die Fleischer mit dem Wetzstahl am Gürtel, die Bäcker ganz mit Mehl bestäubt, die Schiffer mit ihren schweren Regenkleidern, die Lastträger mit ihren Haken in der Hand, die Brauer mit rothem geschwollenen Gesicht, die Gerber, die Maurer, die Zimmerleute und andere mehr.

Unter den kleinen Zünften, die hinter der St. Jacobskirche zerstreut standen, herrschte nicht dieselbe Aufregung wie auf dem Vordermarkt, wo die beiden Hauptfeinde einander ins Angesicht sahen. Doch bemerkte man auch dort eine Zunft, die ziemlich zahlreich war und sich durch eine besondere Unruhe auszeichnete. An den blauen Händen der hier versammelten Gesellen konnte man leicht die Zunft erkennen, welcher der muthige Lieven Comyne zugehörte. Das Getöse, das sich vernehmen ließ, entstand gerade in Folge einer Anrede des Aeltesten, worauf die Gesellen durch langes Zujauchzen und Versprechen von Unbeugsamkeit geantwortet hatten. Der Aelteste hatte sie überzeugt, daß man den Webern nichts zugeben dürfte, und daß es für Blaufärber Pflicht wäre, sich mit den Walkern zu verbinden, um die hochmüthigen und aufgeblasenen Weber zu bezwingen und zu demüthigen.

Als das Geschrei aufhörte, rief Lieven Comyne traurig und ungeduldig:

Aber wie ist es doch möglich! Haben denn die Genter ihren gesunden Menschenverstand verloren oder sind sie allezusammen vom Teufel besessen! Kämpfen, einander ermorden,

ist Alles, was man hört! Da wird viel gut's draus kommen, auf mein Wort! Und Ihr, Meister Abelyn, Ihr gewöhnlich so reif an Urtheil und Rath, Ihr seid jetzt gleichfalls der Meinung, daß Blut vergossen werden muß? Das verstehe ich wirklich nicht!"

„Und was habt Ihr denn für eine Meinung?" frug ein Gesell spottend.

„Ich bin der Meinung," antwortete Lieven Comyne, „daß man die Stadt nicht in Feuer und Flamme setzen muß, weil die Walker es sich in ihren Kopf gesetzt haben, vier Grooten mehr für jedes Stück gewalktes Tuch zu fordern. So könnte es ja wohl alle Tage Unruhe setzen, wenn es jeder Zunft frei stände, ihren eignen Arbeitslohn mit Gewalt erhöhen zu lassen."

„Aber Lieven," sagte der Aelteste, „Ihr versteht die Sache nicht recht. Meint Ihr denn, daß die Forderung der Walker ungegründet sei?"

„Das sag' ich nicht, Meister Abelyn; ich bekenne im Gegentheil, daß sie nicht genug verdienen; aber vier Grooten ist viel. Jedenfalls, muß man nicht auf solche Weise über dergleichen Sachen entscheiden. Die Aeltesten und Geschworenen sind da, um sich in der Güte über die Streitigkeiten zwischen den Zünften zu verständigen. Was seit Jahrhunderten Sitte gewesen ist, kann man auch jetzt noch üben.

„Ahah!" lachte ein Zunftgenosse, „die Aeltesten haben nun Monatelang die Sache unter Händen; die Weber meinen, sie können mit Verachtung auf alle andern Bürger niedersehn, sie speien uns täglich den Hohn ins Angesicht und schwören, daß sie nichts zugestehn werden. Wir wollen aber sehen, ob die verfluchten Weber uns ferner unter ihrem Hochmuth ersticken sollen."

„Kurz Spiel mit ihnen machen!" schrie ein anderer Gesell, „sie in die Leye treiben und ertränken!"

„Ich sehe wohl, daß hier Hopfen und Malz verloren ist," sagte Lieven ganz entmuthigt. „Fahrt denn nur fort in Eurer Verkehrtheit. Laßt die eine Hälfte der Stadt die andere ermorden; laßt Gent sein Glück und seinen Wohlstand opfern, und Flandern das Beispiel des Bürgerkriegs

geben; aber paßt nur auf, der Franzose steht mit der Ruthe hinter der Thür! Wenn wir unter dem fremden Zwang stehen werden, ohne Handel, ohne Arbeit, ohne Brod, dann werden wir auf unsere Finger beißen und mit Schande betrauern, was wir gethan haben. Aber dann wird das Klagen zu spät sein."

„Nun, nun, wir wissen wohl, wo Du die schönen Reden gelernt hast" bemerkte ein Gesell. „Es ist als ob der Oberhauptmann Dich bezahlte, damit Du ihm nachschwatzest; aber das Stück mit diesem schlaffen Kerl hat lange ausgespielt in Gent!"

„Du Lump!" antwortete Lieven erbittert, „Du wagst wieder mit Unehrerbietigkeit vom Oberhauptmann zu reden? Du, der Du kaum so viel Verstand hast, um deine rechte Hand von deiner linken zu unterscheiden? Ich danke Gott, daß Du mir vorwerfen kannst, daß der Gedanke des Oberhauptmanns auch der meinige ist. Ich habe mehr Recht, darauf stolz zu sein, als Ihr Alle, die Ihr hier wie Kinder schwatzet und nicht merkt, daß Ihr verblendet seid durch Aufhetzerei von Seiten der Feinde Eures Vaterlands und Eurer Wohlfahrt."

Ein wüthendes Gemurmel entstand unter den Blaufärbern und viele drohten Lieven mit der Faust; doch der stämmige Jüngling streifte die Aermel von seinem Wamms in die Höhe und sagte mit herausforderndem Tone:

„Ja, drohet, Kameraden; Ihr kennt Lieven Comyne; die Arme stehn ihm auch nicht verkehrt am Leibe! Probirt es nur einmal!"

Obwohl Meister Abelyn dazwischen sprang und die Ruhe wiederherzustellen suchte, würde es doch zuletzt zu einer Schlägerei gekommen sein; aber nun kam der Ribaudenkönig mit seinen Leuten daher geschritten und rief scherzend zu den Blaufärbern:

„Na, Gesellen, schlagt Euch nicht; oder wir müssen unsre Hände im Teufelstein waschen."

„Du thätest besser," antwortete ein Gesell, „Du führtest deine Ribauden nach dem goldnen Schwan und gäbest ihnen was zu trinken, denn sie scheinen schrecklich von der

Sonne ausgetrocknet, und schnappen wie die Fische in einem leeren Teich."

„Hoh! Muggelyn, sag' uns einmal, mit wem Du's halten wirst. Für wen bist Du?"

„Ich? Ich bin für den Wirth aus dem „Hirsch" unter dem Belfroot!" antwortete der Ribaudenkönig mit erkünsteltem Ernst, der Jeden, selbst Lieven Comyne zum Lachen brachte.

„Ja, aber so mein' ich es nicht," versetzte der Gesell, „ich wollte fragen, mit welcher Zunft Du es hältst, mit den Webern oder mit den Walkern?"

„Das ist doch schon lange bekannt," rief Muggelyn, indem er mit seinen Leuten weiter den Markt hinaufging, „ich verändere niemals meine Meinung und halte es wie früher mit der Zunft der Weinschenken."

Unterdessen stand Artevelde hinter dem Fenster des Versammlungssaales im „Hochhaus" und sah mit traurigem Blick auf die unruhige Menge hinab. Sein Busen war beklommen, sein Gesicht bleich. Ein tiefer Kummer, ein väterliches Mitleid für seine verirrten Brüder stand auf seinem Gesichte zu lesen.

Der weise Mann erinnerte sich in Verzweiflung, daß er in glücklicheren Tagen auch einmal von diesem Fenster aus auf das Volk geschaut und Thränen der Freude in seinen Augen gefühlt hatte; er hörte noch die Siegeslieder der entzückten Menge, seinen eigenen Namen als Segensruf gen Himmel gesandt; er sah das bunte Gewimmel der aufgeputzten Frauen und Kinder, und die Umarmungen der entzückten Handwerksgesellen — verführerisches Traumbild früheren Glücks! —

Jetzt brannte der Haß in allen Herzen, jetzt vergaß dasselbe Volk die Gefahr des Vaterlands um sich selbst ein Blutbad zu bereiten, jetzt war die Stimme von Jacob Van Artevelde machtlos; sein Name war ein Feuerbrand zwischen seinen Brüdern geworden und er mußte in der Fülle seiner Kraft und seines Heldenmuthes rathlos mit auf die Brust gekreuzten Armen dem Untergang Gents und vielleicht Flanderns entgegensehen.

Nicht lange jedoch befand er sich allein auf dem Saal. Bald kam der Vorschöppe Maes Van Vaernewyck zu ihm und grüßte ihn mit einem Ausdruck von Trauer auf dem Gesicht, indem er ihm sagte:

„Gott behüte das unglückliche Gent! Wißt Ihr, was da vorgeht, Oberhauptmann?"

„Ich sehe es nur zu wohl, Freund Maes; wenn wir nicht bald glücklich vermitteln, kann dieser Tag ein blutiges Blatt in unserer Geschichte werden."

„Es scheint, daß die Walker beabsichtigen zu den Waffen zu laufen, wenn ihnen heute keine volle Befriedigung zugestanden wird. Oberhauptmann, wenn's nun wirklich so weit käme, daß die Zünfte handgemein würden, dann wäre es doch unsere Pflicht dazwischen zu treten, und das Blutvergießen zu hindern.

„Wahrlich, Ser Maes, es ist eine traurige Pflicht, aber werden wir sie wohl erfüllen können? Ich habe da eben den Hauptleuten der Parochien meine Befehle mitgetheilt, um auf alle Fälle so viel gewaffnete Bürger als möglich zu sammeln. Wißt Ihr, was Euer eigener Bruder Wilhelm, Hauptmann von St. Jacob mir geantwortet hat? — Daß er zur Weberzunft gehört und lieber sein Amt niederlegt, als sich in Gefahr setzen will, in dieser Sache etwas gegen die Weber unternehmen zu müssen; er hat sich geweigert, die Männer seiner Parochie unter die Waffen zu rufen, unter dem Vorwande, daß sie alle zusammen auf dem Markt stehn. Joos Apare, der Hauptmann von St. Michael ist dem Beispiel von Meister Wilhelm gefolgt, und hat sich gleichfalls geweigert, meinen Befehl zu vollziehen, indem er als Grund angibt: er sei kein Hauptmann geworden um seine eigenen Brüder zu ermorden."

„Mein Bruder! Mein Bruder!" seufzte der Vorschöppe. „Ach! Oberhauptmann, es ist eine ansteckende Krankheit, die sogar die Besten und Redlichsten ergriffen hat. Jedermann in Gent ist mit Wahnsinn geschlagen!"

„Ghelnoot Van Lens und Peter Van Caudenhove," fuhr Artevelde fort, „werden sich in ihren Parochien anstrengen, eine Anzahl Männer zusammenzubringen und dieselben auf dem Kornmarkt zu unserer Verfügung halten.

Gelingt es ihnen, eine ansehnliche Anzahl zu versammeln, so wird es jedenfalls möglich sein, die beiden Parteien bis zum Abend auseinander zu halten. Daß hier und da in andern Stadtvierteln Leute werden getödtet werden, wofern unser letzter Versuch keine Uebereinkunft zum Resultat hat, das ist sicher; aber das wäre ein kleines Unglück im Vergleich mit dem Unheil, das unsere Stadt treffen kann."

„Wehe, wehe!" rief Ser Van Vaernewyck aus, „während wir hier in gehässigen Bürgerzwisten unsre Zeit zersplittern, geht die Verrätherei der Leliards ihren Gang; die andern Landschaften von Flandern bedrohen das aufrührerische Gent mit einer Scheidung und nöthigenfalls mit einem Kriege; unser Graf ist zu Brüssel, um den Herzog von Brabant zum Bruch des Bündnisses zu bewegen und Frankreich bereitet sich in aller Ruhe, über unser uneiniges Vaterland herzufallen. O Gott! Was wird das Ende von dem Allen sein? Ach, Verzweiflung erfüllt meine Seele; ich habe keinen Glauben mehr an die Zukunft Flanderns; wir sind geboren um Sclaven zu sein; Sclaven des Ausländers oder Sclaven unsrer eignen zügellosen Leidenschaften. Wohlan, lieber dann noch die freiwillige Unterwerfung! Gibt sie uns weder Ruhm noch Größe, so schenkt sie uns doch Ruhe und entschuldigt die Demüthigung."

Artevelde lächelte trübe bei den verzweifelten Ausrufen seines Freundes, er ergriff seine Hand und sagte:

„Wir sind geboren um frei und unabhängig zu sein! Flandern kann irren, sich vergehen, seinen eignen Busen zerreißen; aber sterben, zu Grunde gehn? Niemals!! Es ist zu viel Lebenskraft im Blut, zu viel Trotz im Herzen der Vlamingen! Ach, Freund Maes, es ist möglich, daß wir damit beschäftigt sind, unserm Vaterlande eine neue Knechtschaft zu bereiten; aber laßt im Laufe der Jahrhunderte zwanzig Knechtungen auf Flandern lasten, der Löwe wird immer wieder seine Ketten brechen, und das Vlämische Heldengeschlecht soll noch einmal sich erheben und Europa das Vorbild von Freiheit und Volksmacht geben."

Indem Artevelde fortfuhr, seinen niedergeschlagenen Freund mit der Aussicht auf eine bessere Zukunft zu ermuthigen und mit der Ueberzeugung zu trösten, daß sie —

komm es, wie es wolle — ihre Pflichten gegen das Vaterland treu erfüllt hätten, wurde er durch die Ankunft von Geeraert Denys unterbrochen, der ihm in sehr unhöflichem Tone sagte:

„Aber, Meister Van Artevelde, vergeßt Ihr denn, warum Ihr hierher gekommen seid? Allerdings werden alle Eure Versuche auf nichts hinauslaufen; gleichwohl darf man, und ist man auch Oberhauptmann, doch die Aeltesten der Zünfte von Gent nicht warten lassen, wenn man sie gerufen hat. Der Stadttrompeter steht unten bereits eine Viertelstunde mit der Trompete am Munde."

Artevelde antwortete ihm nicht und ging zur Thüre, wo er dem Knappen einen Befehl gab. Unmittelbar darauf hörte man den Stadttrompeter einige schallende Töne anstimmen; und nicht lange darnach kamen alle Aelteste der Zünfte nach der Reihe in den Saal. — Zuerst die sieben und zwanzig Aeltesten der Tuchweberei, die sich an der rechten Seite einer langen Tafel ordneten und sich auf drei Reihen Stühle setzten: — darnach die Aeltesten der andern Zünfte mit Jan Bake und Seger Boele an der Spitze, die Platz nahmen an der linken Seite, aber aus Mangel an Stühlen theilweise stehen mußten.

Die zwei Parteien, durch ein Gefühl des Hasses auch hier von einander geschieden, wechselten Blicke der Herausforderung oder lächelten verächtlich einander entgegen, so daß man bereits beim ersten Blick erkannte, daß da nicht viel Hoffnung auf Versöhnung übrig blieb; sie sprachen jedoch nicht und man sah es nur an ihren Gesichtszügen, daß das Feuer der Rachsucht in ihren Herzen flammte.

Artevelde ersuchte den Vorschöppen, die Sitzung sofort zu eröffnen, worauf er sich erhob und also zu den Aeltesten sprach, zuerst in trübem Ton, allmählig mit immer mehr Nachdruck und Begeisterung:

„Freunde und Genossen! Ich weiß, daß Ihr hier erscheint mit dem festen Entschluß, auf keine Vorschläge von Uebereinkunft oder Vergleich zu hören; ich weiß auch, daß mein Wort keine Macht ausübt auf Euer Gemüth. Hätte ich meine Schwäche allein um Rath gefragt, ich wäre zurückgewichen vor einem nutzlosen Versuch; aber etwas an-

deres hat mich gestärkt und mich hoffen lassen, daß in diesem feierlichen Augenblick meine Stimme Eure Herzen noch treffen wird. Ihr seid Genter! Ich habe mich erinnert, daß unser theures Flandern erniedrigt lag unter dem Druck der fremden Tyrannei, daß Hungersnoth das Blut in den Adern der Vlamingen verdarb und verzehrte . . . Ich habe mich auch erinnert, daß aus Gent der erste Schrei der Erlösung über Flandern erschollen ist, daß Ihr es seid, Brüder, die Ihr mit unverzagtem Löwenmuth das Joch von Euren Schultern geschüttelt, die Ihr das Vaterland gerettet, die Ihr Fürsten und Völker vor der Macht Eurer Eintracht habt verstummen lassen . . . . und bei diesem Gedanken hat sich Hoffnung und Stolz in mein Herz gesenkt; ich habe zu mir selbst gesagt, daß, wenn die Stimme von Jacob Van Artevelde machtlos geworden ist, Ihr, Häupter der tapfern Genter, doch das Ohr nicht verschließen werdet vor dem Nothschrei dieses Vaterlands, das Eurer Liebe, Eurem Muthe seine Freiheit und seine Wohlfahrt zu verdanken hat. Wohlan! Horcht, ich spreche im Namen der Heimath! Werft mit mir einen Blick auf den Zustand Flanderns und Ihr werdet erschrecken, indem Ihr erkennt, wie ausgedehnt die Gefahr ist. In Brabant der Herzog, der sich von unsern Feinden rathen läßt, das niederdeutsche Bündniß zu brechen und seine Waffen gegen uns zu kehren; in Frankreich, Philipp von Valois, der die Gelegenheit nahen sieht, um uns zur Strafe unserer Uneinigkeit die Sclavenketten zu bringen; in allen Städten Haß, Spaltung und Aufruhr über Vorrechte der Tuchweberei; in ganz Flandern Unzufriedenheit und Kriegsdrohung gegen das unruhige Gent; in ganz Flandern ungehinderte Umtriebe der Leliards! — Ihr seht es, Brüder: Wohlstand, Reichthum, Freiheit, Ruhm, Alles steht auf dem Spiele. Das Vaterland ist in Gefahr, es hat die vereinigten Kräfte aller seiner Söhne nöthig; es ruft uns zu mit kläglichem Nothschrei, daß unser Haß, unsre Zwietracht es ermorden und gefesselt der gräßlichsten Sclaverei überliefern . . . . der verdienten Sclaverei! O, verkennt es nicht: die Wahrheit selbst ist nicht so klar! Ich wußte wohl zum Voraus, daß Verwirrung entstehen würde; das ist unzertrennlich von jeder großen Volksbewegung; in

meinem Stolz als Genter habe ich zu hoffen gewagt, daß das Herz Flanderns, daß unsre Heimathsstadt niemals würde vergessen haben, wie sie von Gott unter ihre Schwesterstädte gestellt ist wie ein Stern, um vorzuleuchten, wie eine Löwin, um zu wachen und zu rächen. Ach, ich hab' mich getäuscht; die Genter geben Flandern das Beispiel von Zwiespalt, Haß und Engherzigkeit; sie vergeuden den Vlämischen Heldenmuth in armseligen Zwisten, sie dürsten nach Blut, nach Bruderblut — und unterdessen ziehen sich die Wolken über ihrem Haupt zusammen und der warnende Blitz fährt unbemerkt vor ihren Augen dahin. — Wann werdet Ihr denn aufstehn aus Eurer unerklärlichen Blindheit? Wenn Frankreich unwiderstehlich und siegreich unsern heimathlichen Boden betreten wird? Wenn Handel und Gewerbe den Todesstoß empfangen haben werden? Wenn Elend, Hungersnoth, Sclaverei und Schande hier herrschen werden? Wenn die Völker der Erde in Euch die Freiheit hassen werden: als eine Quelle von Auflösung, Verkehrtheit und Verderben? Wolltet Ihr dann erst aufwachen, wenn Euer Vaterland, befleckt mit dem Kothe der Feigheit, zerfleischt durch das Schwert der Zwietracht, vor Euren Augen in den letzten Zügen liegen wird? Nein, nein, Ihr habt geirrt . . ."
Hier wurde Artevelde durch einen Ausruf von Denys in seiner Rede unterbrochen.

Der Oberhauptmann hatte allmählig mit immer mehr Feuer und endlich mit hinreißender Begeisterung und mit überwältigender Kraft gesprochen. Ja, es zeigte sich wieder so recht im vollen Glanze das bezaubernde, herzergreifende Wort des weisen Mannes! Auch waren viele Aeltesten der beiden Parteien sehr davon bewegt. Fast Alle hatten mit Bewunderung auf den edlen Aufruf gelauscht und erkannten im Grunde des Herzens, daß die Wahrheit selbst durch den Mund Meister Jacobs zu ihnen sprach. Geeraert Denys sagte, dem Oberhauptmann in die Rede fallend:

„Nun, nun, es mag so sein; Ihr malt uns da eine sehr schwarze Zukunft vor, und es ließe sich viel darauf sagen; aber wir sind hier nicht gekommen, um von Frankreich oder von Brabant oder von den Leliards zu sprechen; was hier verhandelt werden muß, ist der schwebende

Streit: unsre Zünfte stehen da unten und hören alle die schönen Worte nicht. Ich möchte den Oberhauptmann ersuchen, uns ohne so viele Umschweife zu erklären, was er uns vorzuschlagen hat."

Während der Oberälteste der Weberei dies sagte, riefen einige Walker wüthend:

„Schweigt! Schweigt! Laßt den Oberhauptmann sprechen!"

Aber Geeraert schrie stärker als sie, bis er seine Unterbrechung nach Wunsch geendigt hatte.

Artevelde fuhr ruhigen Antlitzes fort, nachdem der Lärm sich gelegt hatte:

„Freunde, ich habe Eure Augen vor Entrüstung glühen sehen, als ich zu Euch so eben von Sclaverei und Erniedrigung des Vaterlands sprach. Dieser Anblick hat mich erfreut; es gibt noch Saiten in Eurem Herzen, die zur Hochherzigkeit gestimmt sind. Ihr habt gefühlt und erkannt, daß Flandern Gefahr läuft, und es wünschenswerth wäre, daß die Eintracht wieder hergestellt werden könnte und müßte auch Jeder von uns dazu etwas von seiner Eigenliebe oder von seinen Interessen zum Opfer bringen. Ich wage es also mit mehr Vertrauen, Euch meine Meinung zu entwickeln über den Streit, der Euch entzweit. — Euch, Ihr Walker, sage ich: Euer Loos ist bei der Zunahme des allgemeinen Wohlstands wenig verbessert; Ihr plagt Euch vom Morgen bis zum Abend und eßt keinen Bissen Brods, ohne zu wissen, wie viel Schweiß er Euch gekostet hat; Eure Frauen und Kinder finden kaum genug in dem Gewinn Eurer Arbeit, um nicht dem Mangel zu erliegen; alle Tage sind gleich für Euch und die Eurigen: Sich plagen und arbeiten ohne Ende! Ihr genießt von dem Wohlstand des Handels den Antheil nicht, der mit Fug und Recht Euch gebührt; und ich sehe als eine Pflicht an, für Jeden, der es thun kann, diese Ungleichheit soviel als möglich zu vermindern. Aber dabei erklär' ich Euch zugleich, daß nichts Euch das Recht gibt, eine Erhöhung des Taglohns mit Gewalt zu verlangen oder durch Aufstand zu suchen. Ihr könnt leicht ermessen, daß, wofern so etwas als Recht anerkannt würde, jede Zunft täglich in Streit gerathen würde,

mit denjenigen, von welchen sie ihren Lohn empfängt. Wenn die Arbeit frei wäre, und Jeder für sich arbeiten könnte für den zwischen ihm und dem Kaufmann festgestellten Preis, dann würde gewiß Jeder fordern dürfen, was er zu verdienen meint; aber da die Arbeit in Flandern durch feste Gesetze geordnet ist, und es dem Kaufmann nicht frei steht, Euren Lohn zu vermindern, so könnt Ihr auch nicht die Freiheit haben, ihn nach Willkür zu erhöhen. Die von Euch selbst gewählten Schiedsmänner und Geschworenen sind dazu da, um über solche Dinge gütlich zu entscheiden, — und wären diese dazu nicht im Stande, so vermag allein der allgemeine Rath der Aeltesten und Aelterleute in letzter Instanz, über die Streitigkeiten zwischen den Zünften Ausspruch zu thun."

„Es war hinlänglich vorherzusehn, daß Ihr es mit den Webern halten würdet?" rief Jan Bake erbittert aus. „Aber wenn man uns hier mit schönen Redensarten in den Schlaf zu wiegen meint, so schießt man sicher fehl."

„Laßt mich fortfahren, Meister Bake," sagte Artevelde „und ärgert Euch nicht, bevor Ihr wißt, wofür ich mich entscheiden werde. Wenn Ihr glaubt, daß ich mit Jemand mich verschwören kann oder will, so irrt Ihr Euch. Ich gehöre allerdings zur Weberzunft, aber ich bin Oberhauptmann von Gent; ich darf allein das Gesetz zur Richtschnur nehmen. Brechen die Weber das Gesetz, ich werde sie bekämpfen und strafen, wenn ich kann; nehmen die Walker ihre Zuflucht zu ungesetzlicher Gewalt, ich werde sie bestreiten und bezwingen nach dem Maße meiner Macht. —

Euch, Mitgliedern der Weberzunft sage ich: kein Gesetz zwingt Euch zum Zugestehn einer Lohnerhöhung, bevor der Rath der Zünfte darüber Ausspruch gethan hat. Was auch die Gründe seien, die diesen Ausspruch unmöglich machen, bis jetzt bleibt Ihr innerhalb der Grenzen des geschriebenen Rechts. Aber meint Ihr denn, daß das Gesetz zureichend ist, wo die Bruderliebe fehlt? Meint Ihr denn, daß die gesellschaftlichen Einrichtungen so vollendet sind, daß der Geist der Nachgiebigkeit und Eintracht einen einzigen Tag aufhören darf, sie zu durchdringen und zu befruchten? Und solltet Ihr, in Eurem menschlichen Gefühl, in den Lehren der

Religion, keine Beweggründe finden, um zu thun, was gut und recht ist, ohne durch ein schriftliches Gesetz dazu gezwungen werden zu müssen? — Der Tuchhandel hat sich in wenigen Jahren auffallend gehoben, große Summen Geldes strömen aus allen umliegenden Ländern nach Flandern; der Werth des gemünzten Goldes und Silbers ist dadurch bei uns merklich gesunken, während die Lebensmittel darum gerade immer theurer geworden sind. Nun weigert Ihr Euch, den Arbeitern der Walkerei einen höhern Lohn für jedes Stück gewalktes Tuch zu geben; sie können doch täglich nur eine bestimmte Anzahl Stücke bereiten. Sie gewinnen folglich jetzt nicht mehr als früher und stehen sich bei der Theurung doch gerade soviel schlechter als das Steigen des Preises der Lebensmittel beträgt. Die andern Zünfte haben ihren Wohlstand sich vergrößern sehen; die Tuchhändler und Weber gewinnen viel Geld; Ihr könnt es nicht verkennen. Ist das billig? Sind die Walker denn nicht gleichfalls unsere Brüder? Dürft Ihr wohl, wenn Ihr durch eine kleine Aufopferung Ihr Elend mindern könnt, taub bleiben für ihre gegründeten Klagen? O, bekennt es, die christliche Bruderliebe muß zu uns reden, wo es an den menschlichen Einrichtungen fehlt. Sie ist das Gesetz der Gesetze, von Gott selbst den Völkern zur ewigen Richtschnur bezeichnet . . . ."

Geeraert Denys fuhr plötzlich wüthend auf und wollte sprechen; aber einige Aelteste der Weber hielten ihn mit Gewalt zurück, und ließen ihn wieder niedersitzen, während die Walker und kleinen Innungen ihr Mißfallen über diese Unterbrechung zu erkennen gaben.

„Ihr wißt nun, was meine Meinung ist" fuhr Artevelde fort. „Als Oberhauptmann bin ich gezwungen zu erkennen, daß das Gesetz für die Weber ist; als Mensch und Christ bleibe ich überzeugt, daß die Forderung der Walker gegründet ist. Mein Vorschlag entspringt aus dieser doppelten Ueberzeugung. Vier Grooten ist zu viel; meine Erfahrung lehrt mich, daß eine so ansehnliche Erhöhung des Arbeitslohns dem Vlämischen Handel schaden würde; aber wenn Ihr auf meinen Rath hören wollt, so gesteht den Walkern z w e i Grooten zu, es wird Euren Handel unmerk-

lich belasten — für Eure Brüder wird es eine wohlthätige Erleichterung sein. Und Ihr, Walker, begnügt Euch mit dieser billigen Erhöhung. Es ist von beiden Seiten ein kleines Opfer, das ich Euch bitte, auf den Altar der Eintracht und Bruderliebe zu bringen. Glaubt mir, später werdet Ihr Euch dieser That mit Stolz und Freude erinnern. Ich überlasse meinen Vorschlag Eurer freien Erwägung; doch, bevor ich schließe, beschwör' ich Euch noch, Freunde und Genossen, verbannt allen Haß aus Eurem Herzen und urtheilt als weise Männer über die Sache. Seht zu, seht zu, was Ihr thun wollt. Wählt: — die Versöhnung, die Macht, um Euer Vaterland und Eure Freiheit zu vertheidigen, oder ein Bad in Bruderblut, den Fall Flanderns, den Tod des Handels und der Gewerbe, Schande und Sclaverei!"

Die Worte Artevelde's hatten auf die Versammlung einen tiefern Eindruck ausgeübt, als er selbst gehofft hatte. Es folgten darauf unruhige Unterredungen unter den Aeltesten; meist Alle zeigten sich zur Uebereinkunft auf diese Bedingung geneigt, außer Geeraert Denys, der aus diesem Grunde in einen heftigen Zwist mit den Aeltesten der Weberei verwickelt war, und aus vollem Halse auf sie losschrie, daß sie feige handelten, indem sie sich durch solche aufgeblasene Großsprecherei zur Nachgiebigkeit verleiten ließen. Einige seiner Collegen wollten ihn hindern, das Wort zu ergreifen, indem sie ihm vorwarfen, daß seine Starrköpfigkeit an Allem Schuld wäre.

Auf der andern Seite der Tafel zankte man mit nicht geringerem Ungestüm mit Jan Bake, der gleichfalls von keinem Vergleich hören wollte — doch auf den Rath der andern Aeltesten sofort sich zu bessern Gefühlen zu neigen schien.

Nach einigen Augenblicken riß sich Geeraert Denys aus der Mitte der Weber los und rief ungeduldig und wüthenden Gesichts:

„O! Es ist eine schändliche Schlinge, die man uns hier gelegt hat. Man mußte die Walker triumphiren lassen, die Weberei erniedrigen, das war zum Voraus be-

schlossen und abgekartet! Man mußte uns erschrecken, unsre Vaterlandsliebe anrufen, von Gesetz, von Recht und von Religion sprechen . . . . und dann zum Schluß sagen: unterwerft Euch! Schenkt den Walkern zur Belohnung des Schimpfes, den sie Euch so lange angethan haben, was sie fordern oder um ein geringes weniger! Befleckt, entehrt Euere Zunft! Werdet Memmen, unfähig zum Bewahren und zum Rächen des Rechts! Es ist möglich, daß Einige durch eine zweckmäßig berechnete Ansprache sich haben verführen lassen; aber, und bliebe ich allein übrig, um die Würde der Weberei zu vertheidigen, ich würde doch diese Pflicht unerschrocken erfüllen. Was hier beantragt wird, ist unmöglich; wir wissen, welchen Auftrag die Meister und Gesellen, die da unten stehn, uns gegeben haben. Nichts, nichts dürfen wir zugeben; es würde doch durch die Zunft verworfen werden! Also keine Feigheit, Collegen! Befleckt Euch nicht durch die Unterwerfung unter die eingebildeten Walker. Es komme, was da wolle, die Ehre der Weberei über Alles!"

„Also Blut wollt Ihr?" fragte Artevelde traurig.

„Blut, Blut!" rief Denys mit wildem Ton. „Weicht denn ein Genter zurück beim Anblick von Blut, wenn er seine Ehre zu rächen hat . . . .?"

Er wollte in seinen Einwendungen fortfahren, aber jetzt sprang Jan Bake, der riesenhafte Aelteste der Schmiede, vor und rief wie toll vor Grimm:

„Ach, Ihr denkt, daß wir es ertragen werden! Nun wir bereit sind, zu thun, was der Oberhauptmann sagt, da schimpft Ihr und werft es uns ins Gesicht, daß wir eingebildete Leute sind? Ihr nehmt also den Kampf an?"

„Nein, Nein!" riefen die meisten Aeltesten der Weberei, „wir wollen Friede, Versöhnung! Wir stimmen dem Vorschlag zu!"

„Dann laßt Euren Oberältesten schweigen," polterte Jan Bake „und er soll mit Achtung von den Walkern reden oder Ihr werdet bald sehn, mit wem Ihr zu thun habt."

Die Mitglieder der Weberzunft suchten Geeraert Denys zu besänftigen; doch dieser war auf den äußersten Gipfel

der Raserei gerathen durch den Gedanken, daß der Oberhauptmann seine eigenen Freunde überzeugt hätte und einen schönen Sieg erlangen würde, wenn dies nicht durch einen entscheidenden Schlag verhindert würde.

„Schweigen? Ich schweigen?“ schrie er. „Nein, nein, hofft es nicht. Ich spreche hier im Namen der ganzen Weberei, deren Ehre ich vertheidige. Eure Drohungen erschrecken mich nicht, ich wiederhole es Euch, und sollten auch einige Leute vor Aerger bersten, unsre Zunft ist das erste Glied der Gemeinde und sie wird sich nicht erniedrigen zu einer abgedrungenen Uebereinkunft mit den Walkern. Diese Schande wird sie nie annehmen! Geht herunter und fragt unsere Gesellen, ob sie Euch etwas zugestehn wollen; sie werden wie aus einem Munde Eure Forderung mit Verachtung verwerfen und rufen, sowie ich jetzt rufe: Niemals! Niemals!“

Artevelde streckte seine Hände über die Versammlung aus und gedachte zu sprechen, aber die Aeltesten der kleinen Innungen und der Walker sprangen zugleich auf und bedrohten Geeraert Denys mit verworrenem Geschrei; während Jan Bake auf die Tafel schlug, daß ein Stück vom Tischblatt zerbrochen zu Boden fiel, und er die beiden Fäuste vor sich haltend, auf Denys losschrie:

„Ihr fordert uns heraus, hochmüthige Weber? Wohlan, das Blut falle auf Euer Haupt zurück. Wir werden sehn, ob Euer Muth so groß ist, wie Euer trotziger Stolz! Wer mich liebt, folge mir! Zu den Waffen! Zu den Waffen!“

Er warf die Stühle um und sprang nach der Treppe, gefolgt von allen Aeltesten seiner Partei.

Auf den Ruf: zu den Waffen! der alsbald auf dem Markt zu wiederhallen anfing, begriffen die Aeltesten der Weberei, welche Gefahr ihnen drohte, und auch sie stürmten zum Saal hinaus, schreiend: zu den Waffen: zu den Waffen!

Artevelde ging stumm mit gebeugtem Haupte und in der Stille eine Thräne aus seinen Augen wischend hinab, wo er mit trübem Blick die Bewegung der Menge erblickte.

Kaum konnten die Aeltesten den Platz erreicht haben,

wo ihre Zünfte standen, als ein fürchterliches Geheul aus dem Schooß der Schaaren emporstieg. Zu den Waffen, zu den Waffen! erscholl es über den Häusern, als ob ein riesenhaftes Echo den blutigen Aufruf wiederholte. — Unmittelbar darauf wimmelte der Volksschwarm in Verwirrung durch einander; der Freitagsmarkt ergoß gleich einem strömenden Meere die Menge in einzelnen Bächen in alle angrenzenden Straßen; Jeder eilte in vollem Laufe nach Hause, um seine Waffen zu holen; der schreckliche Schrei erstarb in den fernen Quartieren der Stadt, und bald war kein lebendes Wesen mehr zu sehen auf dem todtstillen Platz, als die beklommenen Bürger, die mit ängstlicher Hast ihre Kaufwaaren hereinholten und ihre Läden schlossen.

„Gott, was nun thun?“ seufzte der Vorschöppe, der neben dem Hauptmann stand und zitternd dies düstre Schauspiel mit ansah.

„Kommt, kommt“ sagte Artevelde, indem er mit beschleunigten Schritten nach der Langen Münze zu ging, „wenn Meister Ghelnoot eine gute Wache versammelt hat, werden wir den Freitagsmarkt besetzen, bevor die Handwerksgesellen zahlreich mit ihren Waffen heran kommen. Kämpfen werden sie unfehlbar; doch da es in den Straßen geschehen muß, wird es minder blutig sein. Das Schicksal hat entschieden; thun wir unsere Pflicht bis zu Ende!“

„Nein, nein, ich bitte Euch, geht nach Eurer Wohnung, Oberhauptmann“ sprach flehendlich Ser Van Vaernewyck. „Ihr wißt, daß viele Leute auf Euch erbittert sind. Wie leicht würden Eure Feinde Euch in dieser Verwirrung treffen können und Euch tödten! Euer Leben ist zu kostbar! Geschähe solch Unglück, so wäre Alles verloren! Laßt mich machen, ich werde mit Meister Van Lens und Meister Van Caudenhove die Maßregeln ausführen, die Ihr da eben angedeutet habt.“

Statt aller Antwort sah Artevelde seinem Freund mit eigenthümlichem Lächeln in die Augen, und sagte ihm dann, als ob er seinen Rath nicht verstanden hätte:

„Kommt schneller, Vorschöppe, dort über die Grafen-

brücke laufen die Fischverkäufer bereits nach dem Freitagsmarkt. Die Sache erfordert Eile."

Auf dem Kornmarkt sahen sie von Ferne Ghelnoot Van Lens, wie er vor einem verworrenen Haufen gewaffneter Bürger mit den Füßen stampfte und sich wie ein Rasender gebehrdete. Seine Stimme schallte über den ganzen Markt, und er schwang sein Schwert wüthend in die Höhe, als drohte er seine eigenen Leute niederzuhauen. Je mehr sich Artevelde ihm näherte, merkte er zu seinem großen Schmerz, daß nicht mehr als fünfzig bewaffnete Bürger versammelt waren, und daß diese, wie klein an Zahl auch, gleichwohl noch in vollem Aufstand gegen ihren Hauptmann Drohungen ausstießen und den Dienst zu verweigern schienen. Sobald sie jedoch den Oberhauptmann sahen, stellten sie sich stillschweigend in ihre Glieder.

„Gemach, Freund Ghelnoot!" sagte Artevelde, „was erzürnt Euch denn so sehr?"

„Bei St. Lieven!" rief Meister Van Lens, „ich werde sie lehren, meine Befehle zu mißachten und fortzulaufen, wenn ich ihnen gebiete, stehen zu bleiben. Habe ich sie gebeten, mich zu ihrem Hauptmann zu ernennen? Sie haben mich gewählt, — nun können sie mir aber auch gehorchen oder ich schlage dem ersten besten den Kopf vom Rumpfe. Denken sie mit Ghelnoot Van Lens Spott zu treiben?"

„Also habt Ihr nur fünfzig Mann zusammenbringen können?" fragte der Oberhauptmann.

„Fünfzig?" rief Ghelnoot, „ich hatte hier beinahe vier hundert zusammen, — hundert und fünfzig aus der St. Jansparochie und mehr als zwei hundert aus St. Nikolaus! Da kommen auf einmal die Gesellen mit großem Geschrei vom Freitagsmarkt gelaufen und heulen und brüllen, daß man fechten wird. Meine Leute beginnen nun, als ob der Teufel in sie gefahren wäre, um die Wette zu rufen: „zu den Waffen! zu den Waffen! Ich bin Weber, ich bin Walker, ich bin Schmied!" und damit lassen sie mich stehn und laufen davon! Diese Gesellen hier muß ich mit Gewalt zusammenhalten, sie schwören, sie werden

ihrer Zunft helfen; — aber es soll nur ein einziger den Fuß rühren!"

„Und wo ist Meister Van Coudenhove?"

„Ja, ihm ist kein einziger Mann zurückgeblieben. Er sucht Euch auf, um Rath zu holen!"

„Laßt sehen," sprach Artevelde zu den Bürgern, „wer will mir helfen, das Blut unserer Brüder zu schonen, wenn es möglich ist? Die Andern dürfen frei fortgehn, ich gebe ihnen die Erlaubniß."

Etwa zehn Mann verließen den Haufen und liefen von dem Markt.

„Wohlan" sagte der Oberhauptmann zu den Uebrigen, „folgt mir nach der St. Johannesparochie; wir werden Beistand suchen."

Hierauf wandte er sich nach der Seite der Kurzen Münze und verschwand mit seinen Leuten in der „Donkerstiege."

Unterdessen bot der Freitagsmarkt an der Seite der Zuivelstiege das entsetzlichste Schauspiel dar. Eine Menge Handwerksgesellen waren hier auf einander gestürzt und fochten und hieben nun in blinder Raserei, daß das Blut in Strahlen den Boden bespritzte. Die angrenzenden Straßen spieen unaufhörlich hunderte von neuen Streitern auf den Platz aus, und bald focht man mit derselben Wuth an allen Ecken des Markts. Ein düstres Geheul erfüllte die Luft, donnerndes Rachegeschrei übertönte noch das Waffengetöse und den Ruf der Zünfte gegen einander. Die Leichen wurden zertreten, die Verwundeten unter den Füßen ihrer eigenen Freunde zermalmt. Endlich, als meist alle Gesellen zusammengeströmt waren, veränderte sich der Kampf in einen schrecklichen verworrenen Knäul, worin man weder Freund noch Feind hätte unterscheiden können, wenn nicht die flatternden Fahnen der Zünfte den Standort für jeden angedeutet hätten. Es war unmöglich zu urtheilen, für wen der Sieg sich erklären würde; denn der Menschenschwarm, der sich hier bekämpfte, ließ keine andere Bewegung wahrnehmen, als ein entsetzliches Wogen, wie von einer unermeßlich großen Meereswelle, die da geht und kommt, steigt und fällt, sich hinwälzt und wieder zurückrollt . . . .

Gleichwohl schienen die Weber, wo nicht in größerer Anzahl, so doch in festern und weniger verwirrten Schaaren zu kämpfen. Sie gehorchten nur einem einzigen Oberhaupt und fanden in dieser Einstimmigkeit eine Macht, die den andern Zünften zu fehlen schien. Geeraert Denys, ihr Anführer, ermuthigte sie durch sein unaufhörliches Rachegeheul und focht selbst mit einem großen Schlachtschwerte, indem er ihnen ein Vorbild der Wuth und des Heldenmuths gab.

Ohne Zweifel würden die Weber ihre zertheilten Feinde sehr bald niedergeschmettert haben. Aber da vor ihnen standen die riesenhaften Schmiede Jan Bake und seine drei Söhne, die sich im Blute der Weber badeten und Jeden, der ihnen zu nahe kam, zu Boden schlugen. Nachdem Jan Bake einige Zeit lang wie ein unverrückbarer Felsen dem Drange widerstanden hatte, sprang er vorwärts durch eine Oeffnung, die sein Schwert in der feindlichen Schaar gemacht hatte und trieb die Weber mit Gewalt nach der Seite des „Hochhauses." In seiner blinden Leidenschaft, vielleicht verführt durch die glückliche Wendung des Streits drang er so weit ins Centrum der Weber hinein, daß er plötzlich umzingelt und von seinen Söhnen abgeschnitten ward. In dieser gefährlichen Lage schwang er sein Schwert fürchterlich um sich her und stand bald in einem Kreis von Leichen oder Sterbenden; gleichwohl war die Zahl derer, die ihn von allen Seiten angriffen, so groß, daß er bereits erschöpft unvermeidlich unterliegen mußte, wenn ihm kein Entsatz zu Theil wurde. Er fühlte es selbst und wendete seinen Kopf nach seinen Söhnen hin, indem er durch einen entsetzlichen Angstschrei ihre Hülfe anrief. — In diesem Augenblick gab ihm ein Weber einen so mächtigen Schwerthieb in den Hals, daß ihm die rechte Schulter mit dem Arm vom Leibe fiel. Das Blut sprang wie ein Strom aus der geöffneten Brust und er stürzte heulend nieder.

Bei dem Fall von Jan Bake stieg ein langer Siegesruf aus den Schaaren der Weber auf und sie drangen mit so unwiderstehlicher Macht vorwärts, daß die Söhne von Jan Bake, ohne noch verwundet zu sein, unter dem Druck der anstürmenden Menge erliegend zu Boden fielen und von

den Webern gräßlich ermordet wurden. Die kleinen Innungen, ihrer heldenmüthigen Anführer beraubt, wichen zurück bis mitten auf den Markt, wo die Walker einen andern Theil der Weberzunft beinahe niedergeworfen hatten. Hier ging der Kampf mit verdoppelter Wuth weiter. Die Walker, im Vorgefühl ihrer Niederlage, entbrannten zu toller Raserei. Der Markt lag bedeckt mit zertretenen Leichen, zerrissenen Standarten und abgehauenen Gliedmaßen; es war, als ob der jüngste Tag gekommen wäre; das Todesröcheln der Verwundeten, der donnernde Ruf der Kämpfenden, das Geklirr der Schwerter, das Jammern und anfeuernde Geheul der Weiber, — dies Alles bildete ein unbeschreibliches Getöse, das in allen Quartieren der Stadt zu hören war, und den friedlichen Einwohnern in ihren Häusern Angst und Schrecken einjagte.

In diesem Augenblick kam Artevelde mit etwa hundert bewaffneten Bürgern aus der Wandelstiege und erschien auf dem Freitagsmarkt. Hier erblaßte er beim Anblick des Kampfes und ließ seine Leute stillstehn, während er stumm und in der äußersten Verzweiflung, dies gräßliche Morden einige Zeit ansah.

„Vergebens! Vergebens!" rief Maes Van Vaernewyck aus, indem er die Hände gen Himmel hob. „Es ist geschehen!"

Ghelnoot Van Lens zerbrach sein Schwert und warf die Stücke in Verzweiflung über den Markt.

„Ein Anderer commandire über Mörder und wildes Gesindel!" rief er.

„Aber, Oberhauptmann," fragte ein Bürger, „habt Ihr denn wirklich vor, uns in dies Gefecht zu führen? Was können wir zwischen diesen Tausenden von wüthenden Leuten thun, als vielleicht fruchtlos noch mehr Blut vergießen!"

Artevelde antwortete ihm nur durch ein verneinendes Kopfschütteln und richtete seine Blicke forschend über den Markt, als ob er nach einem Hülfsmittel sich umgesehn hätte. Plötzlich erhellte sich sein Gesicht, wie von einem Hoffnungsstrahl überglänzt. Er wendete sich zu seinen Leuten und sagte:

„Kommt mit mir, Freunde; der Himmel hat mich erleuchtet. Noch ein Mittel! Möchte es gelingen!"

Er schritt mit Ser Van Vaernewyck und mit der Wache auf den Kirchhof von St. Jacob und klopfte an die Thür des Pfarrhauses wo er sogleich eingelassen wurde. Wenige Augenblicke waren vergangen, als bereits die Thurmglocke wie vor einem Hochamt zu läuten begann. Die Kirchthür öffnete sich und zwei Priester im Festgewande erschienen draußen, indem sie mit schnellen Schritten sich nach der streitenden Menge wandten. Der vorderste Priester war jung; auf seinem schönen und edlen Gesichte glänzte Muth und Kühnheit; er hielt eine tüchtige Handschelle und läutete damit so laut, daß der scharfe Ton wie ein schneidender Pfiff das Mordgeheul durchdrang. — Der andere Priester war ein steinalter Greis mit silberweißen Haaren und gebeugtem Nacken. Er trug mit seinen beiden Händen das Allerheiligste, das er vom Altar genommen hatte und als ein Zeichen, als ein Gebot des Friedens und der Versöhnung, zwischen seine wüthenden Mitbürger trug. — Artevelde hatte ihm angeboten, ihn mit seinen hundert Mann zu begleiten und nöthigen Falls gegen jeden Unfall zu beschützen; aber der Greis hatte diese Wache abgelehnt.

Leider kam die Selbstaufopferung des Priesters, mochte sie die Gemüther auch besänftigen, doch zu spät. Die Weber hatten die Walker über den Haufen geworfen und waren jetzt damit beschäftigt, ihre verzweifelten, und doch unbeugsamen Feinde in die Leye zu treiben oder ganz zu vernichten. Fünf hundert Leichen schwammen in dem vergossenen Blut zwischen mehr als tausend verwundeten und verstümmelten Handwerkern!

Der Priester, dem Orte nahend, wo das Gefecht noch in seiner vollen Gräßlichkeit fortdauerte, zeigte den Kämpfenden den Leib des Herrn und schritt mit ruhiger Unerschrockenheit in ihre Mitte, indem er sie bei dem bittern Leiden des Erlösers beschwor, diese Schlachterei aufzugeben und sie mit Gottes Fluch bedrohte, wenn sie in ihrer um Rache schreienden Uebelthat fortführen.

Erschrocken und zitternd gewährten die Gesellen den Priestern einen Durchgang, und blieben keuchend und wie

beschämt mit den Waffen an der Seite stehen oder wichen zurück, um sich von ihren Feinden zu entfernen. Je weiter die Priester vordrangen, desto mehr hörte der Kampf auf und die Handwerker ordneten sich nach ihren Parteien längs der beiden Seiten des Marktes oder begannen ihre verwundeten Freunde unter den Leichen aufzusuchen. Mehrere bedrohten sich noch mit Gebehrden und Worten, doch kein einziger wagte seine Feinde wieder anzugreifen. Sie gehorchten, als hätte ihnen die Stimme Gottes selbst zugerufen: Haltet ein oder es trifft Euch der Fluch! Es dauerte ziemlich lange, bis die Priester den ganzen Markt umzogen hatten und das Funkeln des letzten Schwertes verschwunden war.

Sobald der Kampf sichtbar in allen Ecken des Platzes beendigt war, änderte sich plötzlich das Schauspiel, um eine vielleicht noch schrecklichere Seite zu zeigen. Eine Menge armer Frauen, die aus den angrenzenden Stiegen das Gefecht mit ihrem Geheul begleitet hatten, verbreiteten sich nun mit herzzerreißendem Jammern über den Markt, indem sie ihre Männer oder Söhne, Leichen oder Verwundete aus dem Blut zogen und mit fliegenden Haaren „wehe, wehe!" riefen über das angerichtete Blutbad.

XVII.

Der Sieg der Weber hatte Geeraert Denys, als anerkanntes Oberhaupt der siegenden Partei und als Anführer im Kampfe mit einem grenzenlosen Hochmuth erfüllt. Jetzt wähnte er, daß ihn Jeder fürchten und bewundern müßte, daß nichts mehr seinem mächtigen Willen Widerstand zu leisten wagen würde; ja in seiner Einbildung schmeichelte er sich mit dem Gedanken, daß er jetzt in Kriegsruhm und Ansehen Artevelde um nichts mehr zu beneiden hätte und daß dieser, den Kampf mit ihm aufgebend, sich beeilen würde seine Aemter niederzulegen und das Land zu verlassen, um einem ärgern Loose zu entfliehen. Geeraert Denys täuschte sich jedoch; er mußte seinerseits gleichfalls erfahren, daß der Volksgeist veränderlich ist und sich umkehrt, wenn man sich dessen am wenigsten versieht.

Kaum waren die Opfer des Blutbades begraben, so sah er die öffentliche Meinung sich gegen ihn erheben. Da der Haß der Weber in Strömen Bruderbluts gekühlt war, so entfiel dem Oberältesten von dieser Seite die Stütze, worauf seine Scheinmacht beruhte; die meisten Glieder der Weberei bedauerten den Kampf und fühlten Schaam über die entsetzliche Uebelthat, die man seit dieser Zeit den bösen Montag nannte. Niemand wollte einen Theil der Verantwortlichkeit auf sich nehmen, und man beschuldigte Denys erst in der Stille, dann mit lauter Stimme, als die einzige Ursache des beklagenswerthen Streits. —

So sah der Oberälteste bald die Mehrheit der Weber mit Abscheu oder mit schlecht verhehlter Verachtung sich von

ihm entfernen. In seiner eignen Zunft hing ihm Niemand weiter an, als ein Theil der ärmsten und unwissendsten Mitglieder, deren entzündete Leidenschaften auch nach dem Kampfe unvermindert fortglühten und die dem Oberältesten als Anführer folgten, weil er ihrer ungestümen Wühlerei Nahrung und Befriedigung versprach.

Die Walker und kleinen Innungen glühten vor Rachedurst und obschon jetzt ohne Macht, sagten sie vorher, daß in Kurzem mehr Blut strömen würde; dabei schworen sie, daß Denys früh oder spät seiner verdienten Strafe nicht entgehen würde, und da ungeachtet der strengsten Wache jeden Morgen in den abgelegenen Stiegen und Straßen Leichen von ermordeten Webern gefunden wurden, so wagte der Oberälteste voll Furcht nicht mehr, des Abends ohne Begleitung auszugehn.

Im Schöppenrath war gleichfalls eine merkliche Umkehr der Gemüther zu seinem Nachtheile geschehn. Ser Maes Van Vaernewyck hatte ihm in den allerstrengsten Ausdrücken die Rolle vorgeworfen, die er in dieser Sache gespielt hatte; und als der Oberälteste trotzig gegen die Ermahnung des Oberschöppen losfuhr, sah er zu seinem großen Aerger einen Theil seiner eigenen Freunde gegen ihn sich erheben und die gegen ihn gerichteten Vorwürfe gutheißen.

Was Artevelde betrifft, so hatte dieser nach dem Gemetzel der Zünfte plötzlich all seinen Muth, all seine Kraft wiedererlangt, ohne daß Jemand vermuthen konnte, woraus eine solche Veränderung in ihm entsprungen war. Indem er sich mehr mit den allgemeinen Angelegenheiten Flanderns und mit dem Kampfe gegen die Feinde von Außen beschäftigte, hatte er die Regierung der Stadt Gent für einige Zeit der Schöppenbank und seinem Amtsgenossen überlassen. Er erschien jetzt sehr selten im Rath, indem er offen als Grund angab, daß er mit einem Manne wie Denys nicht in Berührung kommen wollte, es sei denn, daß die wichtigsten Interessen der Gemeinde ihn dazu nöthigten. So lange der Oberhauptmann dem Oberältesten nur persönliche Angriffe vorzuwerfen gehabt hatte, war er leicht darüber hinweggeschritten; aber jetzt, da die schändlichen Leidenschaften des Denys ein schreckliches Unglück über seine Hei-

mathsstadt herbeigeführt hatten, verbarg Artevelde vor Niemand mehr, daß er den Oberältesten, als einen boshaften und schädlichen Menschen verabscheute. Ereignete es sich, daß der Oberhauptmann sich im Rathe zeigte, um einen Antrag zu unterstützen oder zu bekämpfen, dann schonte er seinen Neider nicht mehr, wie er es früher gethan hatte. Im Gegentheil drückte er mit ruhiger Beredtsamkeit, worin gleichwohl Verachtung und Geringschätzung durchschienen, den Oberältesten nieder und rief nicht selten das Roth der Schaam oder der Wuth auf sein Gesicht.

So entsprang für Geeraert Denys aus dem Kampf und dem Sieg gerade das Gegentheil von dem, was er erwartet hatte. Und je mehr der Oberälteste seinen Einfluß verlor, desto mehr Leute kehrten zu Artevelde zurück. Der Oberhauptmann schien bald mit derselben unbeschränkten Macht und Hoheit wie früher über das Schicksal Gents und Flanderns verfügen zu können, obschon er für jetzt nichts that, um diesen Umschwung zu seinem Vortheile zu beschleunigen oder zu benutzen.

Geeraert Denys dagegen verzehrte sich wieder in Rachsucht und Neid gegen den Oberhauptmann. Es blieb ihm ein Anhang von Leuten, die nichts weiter als Unordnung und Gewaltthat wünschten; er konnte durch ihre Hülfe noch einen Anschlag gegen Artevelde wagen und ihn in einem zweckmäßig berechneten Aufstand ermorden lassen. Dieser Gedanke fuhr ihm oft durch den Geist und er gefiel sich in der Idee, seinen Feind durch einen entscheidenden Schlag für immer aus dem Wege zu räumen; doch er hielt dieses Mittel nicht für sicher genug und verhehlte sich nicht, daß es für ihn äußerst gefährlich war. Er dachte wohl auch einmal daran, daß ein bezahlter Dolch ihn leichter von seinem Gegner würde befreien können, ohne daß er öffentlich an der That Theil zu nehmen brauchte; aber er wagte sich in dieser Beziehung Niemand anzuvertrauen als dem Ribaudenkönig, und dieser hatte mehr als einmal mit Abscheu und Zorn auf die Anspielungen des Oberältesten bezüglich dieses Mordes geantwortet.

So bildete Geeraert in seinem düstern Hasse verschiedene Rachepläne, indem er deren Ausführung allein aus Man-

gel an einem bereitwilligen Werkzeug oder an einer günstigen Gelegenheit aufschob.

Mehrere Umstände kamen zusammen, um seine Furcht vor Artevelde's steigendem Einfluß und so auch seinen Haß zu vermehren. Der Herzog von Brabant hatte den Vlamingen mit dem Bruch des niederdeutschen Bündnisses gedroht, wenn sie nicht mit Ludwig von Nevers, ihrem Fürsten, in Unterhandlung träten, um ihn in den vollen Genuß seiner Hoheit wieder einzusetzen, er hatte den Grafen von Flandern an seinem Hofe empfangen und lud die Vlämischen Städte ein, zu einem angesetzten Landtage bevollmächtigte Gesandte nach Brüssel zu schicken. Artevelde hatte sich über diesen Aufruf erfreut gezeigt, und den Städten angerathen, das Gesuch des Herzogs zu erfüllen. Außerdem hatte er den Gesandten den Auftrag gegeben, in Bezug auf viele geringere Punkte sehr nachgiebig zu sein, wofern Fürst Ludwig nur von seiner Feindschaft gegen England absehn und das Bündniß annehmen wollte, worauf Flanderns Unabhängigkeit und Wohlfahrt beruhten.

Denys glaubte bei seinem Mißtrauen gegen Artevelde's Absichten in dieser Nachgiebigkeit eine List zu entdecken; er meinte nämlich, daß der Oberhauptmann die Absicht hätte, den Grafen zurückkehren zu lassen, und des Fürsten Hülfe zu gebrauchen um über seine Gegner endgültig zu triumphiren. Nach einer andern Seite hin hatte er vernommen, daß Artevelde in aller Eile ein Schiff nach England geschickt hatte, um König Eduard gewisse geheime Mittheilungen zu bringen. Er schloß daraus, daß der Oberhauptmann sich zu demselben Zweck an den englischen Fürsten wenden würde, wenn die Unterhandlungen mit dem Grafen mißglückten. In beiden Bestrebungen sah Denys seinen Fall und die Erhebung seines Feindes. Dies Vorgefühl marterte ihn gräßlich und ließ ihm weder Tag noch Nacht Ruhe. Dabei nahm der Haß der Bürger gegen ihn jeden Tag einen lauteren Ausdruck an und man begann in der Stadt öffentlich zu erklären, daß man ihn der Vorsteherschaft von Gent berauben müßte. Es hatte ihm sogar Jemand im Vertrauen gesagt, daß Ser Maes Van Vaernewyck nächstens im Schöppenrath seine Absetzung beantragen

würde. Ob diese Mittheilung nun auf Wahrheit beruhte oder nicht, genug, sie entflammte die Wuth des Oberältesten und trieb ihn dazu, mit fieberhafter Ungeduld sich nach Mitteln umzusehn, um den drohenden Schlag abzuwenden und sich auf eine entscheidende Weise an seinem siegreichen Feinde zu rächen.

Was seinen Sohn Lieven anbelangt, so hatte dieser in der Stille Thränen des Kummers über das Betragen seines Vaters vergossen, gleichwohl, da der Jüngling nach solchen unsäglichen Schmerzen einem glücklichen Loose entgegen sah und binnen Kurzem mit seiner theuern Veerle verbunden werden sollte, so hatte sich damit ein Schatz von Hoffnung in sein Herz gesenkt.

Eines Abends war Lieven ziemlich spät von Artevelde's Wohnung zurückgekehrt, ganz aufgeregt von Freude, weil der Arzt gesagt hatte, daß Veerle nun stark genug geworden wäre, um kurze Spaziergänge in der warmen Frühlingssonne zu versuchen. — Er wollte zu Bette gehn, fühlte aber nicht die geringste Lust zum Schlafen: allerlei bezaubernde Glücksbilder verfolgten ihn. Er öffnete das Fenster seiner Kammer, das wenig höher lag als die Hausthüre und athmete in vollen Zügen die frische Nachtluft ein. Es war draußen sehr dunkel; dicke Wolken verhüllten den Sternenhimmel und ein feiner, fast unfühlbarer Regen fiel senkrecht zur Erde.

Vor den Augen des Jünglings erhob sich die St. Johanneskirche mit ihrem massiven Thurm, der wie ein schwarzer Klumpen, gegen die Luft sich abhob. Vor ihm lag der Kirchhof, wo seine selige Mutter ruhte. Alles in der Natur war still, außer den Eulen, die im Thurm ihr trauriges Geheul hören ließen.

Von abwechselnden Gefühlen bewegt, blieb der Jüngling lange Zeit unbeweglich auf die Fensterbrüstung gelehnt. — Plötzlich ward er aus seinen Träumen aufgeweckt durch ein fast unhörbares Geräusch von Menschenschritten auf der Straße. Er bemerkte zwei schwarze Schatten, die seiner Wohnung sich näherten und da, einander ins Ohr flüsternd, stehen blieben.

Es war Lieven nicht möglich, die Gestalt dieser Nacht-

wandler zu unterscheiden; aber er hörte, daß der Eine zu seinem Gefährten sagte:

„Seid ruhig, mein Dolch wird nicht fehlen. Um eilf Uhr an der St. Baefsleye.“

Beim Anhören dieser Worte schauderte der Jüngling vor Trauer und Entrüstung. Das durch eine Bewegung seines Ellenbogens getroffene Fenster drehte sich in seinen Gehängen und die Scheiben klirrten hörbar. — Die zwei Menschenschatten verschwanden in aller Eile hinter der Kirche. —

Allerdings war seit einiger Zeit ein Mord in Gent kein so seltener Vorfall; aber dieser Vorfall, mitten in der Nacht, hatte Lieven tief erschüttert. Er verließ das Fenster, wankte einige Zeit durch seine Kammer und ging dann nach unten, wo noch Licht brannte, in Erwartung, daß sein Vater nach Haus käme.

Kaum hatte er einige Augenblicke am Kamin gesessen, so öffnete sich die Vorderthür und der Oberälteste kam in das Hinterzimmer, wo Lieven sich befand.

Geeraert Denys lächelte bei seinem Eintreten und schien sehr heiter; seit langer Zeit hatte sein Blick nicht eine solche Zufriedenheit verrathen; man hätte meinen sollen, es wäre ihm ein großes Glück widerfahren.

„Noch außer dem Bett, Lieven? Der Gedanke an Deine Heirath läßt Dich nicht schlafen! Wann ist denn die Hochzeit?“

Der Jüngling wunderte sich über die Aufgeräumtheit seines Vaters. Er antwortete ganz erfreut:

„O Vater, Veerle ist fast ganz gesund; sie darf morgen bereits ausgehn, wenn die Sonne scheint; ich werde sie spazieren führen! Wir können nun mit Dank gegen Gott und gegen unsre Eltern ruhig den ersehnten Augenblick erwarten.“

Geeraert Denys setzte sich nieder und sprach mit eigenthümlichem Lächeln:

„Du wirst dich beeilen müssen, Lieven; denn sonst fürchte ich, daß noch Dinge vorfallen, die die Ausführung Deiner schönen Pläne für lange Zeit unmöglich machen werden.“

„Du erschreckst mich! Was meinst Du, Vater?“

„Ich meine, daß Meister Jacob Van Artevelde in Gefahr steht, seinen Kopf zu verlieren.“

„Schon wieder?“ rief Lieven, „hat dies noch kein Ende?“

„Ein Ende?“ murmelte Denys. „Ein Ende wird es nehmen; aber vielleicht nicht ein Ende, wie Du es wünschest und vorhersiehst.“

„Wie ichs wünsche? Ach, ich wünsche nichts als Friede und Freundschaft.“

„Friede mit solchem Tyrannen, der kaum einen Schein von Einfluß zurückerhalten hat und schon wieder als Herr und Meister über Flandern verfügt und das Land seiner Herrschsucht opfert? Um unsern Fürsten an der Rückkehr in sein Vaterland zu hindern, fordert er von ihm eine ganze Reihe erniedrigender Zugeständnisse und höhnt ihn blutig durch seinen unbeugsamen Trotz. Es gibt doch kein anderes Mittel um Flandern vor völliger Auflösung zu retten als die Rückkehr des Fürsten.“

Auf Lievens Gesicht malte sich eine schmerzliche Ungeduld.

„Aber, Vater“ sprach er „ich begreife Dich nicht. Vor wenigen Tagen fuhrst Du wüthend gegen den Oberhauptmann los, weil er, wie Du sagtest, den Fürsten wieder in seine Herrschaft einsetzen wollte; und Du fügtest hinzu, daß Du die Rückkehr des Grafen als den Todesstoß für unsere Freiheiten ansähest!“

„Seine Rückkehr unter erniedrigenden Bedingungen! Ja! Diese sehe ich als die Aufgabe unsrer Vorrechte und die Annahme einer schändlichen Sclaverei an; aber wenn der Fürst sich nachgiebig zeigt, und uns seine Freiheiten verbürgt, warum sollten wir denn länger in ewiger Empörung leben müssen?“

„Also würdest Du dann annehmen, was der Oberhauptmann verwirft?“

„Das sag' ich nicht!“

„Du würdest das Bündniß mit England brechen und zum Vortheile Frankreichs gegen König Eduard streiten? Einstimmen in eine neue Knechtschaft und in die Vernich-

tung unserer Industrie? Die Hungersnoth über Flandern herbeirufen?"

„Ganz und gar nicht!"

„Aber das Alles verwirft ja Artevelde gleichfalls. Du bist mit ihm eins über die Sache; ich begreife wirklich nicht, Vater, wie Du gegen ihn so zornig ausfallen kannst, während er Deine eigenen Gedanken vertheidigt und ausführt!"

Schaam und Aerger bewegten Denys bei diesem Vorwurf seines Sohnes. Doch er bezwang sich und sagte mit erheuchelter Ruhe:

„Ich will nicht behaupten, Lieven, daß ich die Bedingungen, die der Oberhauptmann verwirft, annehmen würde. Als ich Dir sagte, daß Meister Artevelde sich ein schlimmes Ende bereitet, war meine Meinung allein, Dich über die Stimmung der Gemüther unter dem Volke zu unterrichten. Es mag nun sein, wie es will: eins ist sicher: die Bürgerschaft ist sehr aufgeregt über die Unbeugsamkeit des Oberhauptmanns und schreit, daß sie ihren Fürsten rächen wird für den Hohn, der ihm von einem hochmüthigen Tyrannen angethan ist. Glaube mir, das Leben Artevelde's ist in Gefahr; und weil seine Macht nicht gestattet, daß man ihn öffentlich bekämpfe, würde es mich gar nicht wundern, wenn ein geheimer Schlag ihn unversehens niederstürzte."

„Nein, nein, Vater" rief Lieven traurig, „sag' mir solche Dinge nicht. Der Oberhauptmann ist so lange verläumdet und verfolgt worden. Zu solch' einer schrecklichen Uebelthat werden seine Feinde ihre Zuflucht nicht nehmen, jetzt, da ihr Haß abzunehmen scheint."

Geeraert Denys richtete einen forschenden Blick auf das Gesicht seines Sohnes und sprach:

„Du glaubst es nicht? Man sagt, daß heute eine Anzahl Leliards aus Dendermonde sich heimlich in der Stadt verbreitet haben und daß sie gekommen sind, um Artevelde durch heimlichen Ueberfall zu tödten. Der Graf soll denjenigen, welche ihn von dem Tyrannen erlösen werden, eine große Geldsumme versprochen haben. Was würdest Du wohl sagen, wenn Du morgen hörtest, daß Artevelde ermordet worden?"

Der Jüngling zitterte beim Anhören dieser schrecklichen

Mittheilung; sein Vater hielt unterdessen die Augen mit unbeweglicher Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet.

„Ist es wohl wahr, was du da sagst, Vater?“ rief Lieven.

„Ich weiß es nicht; es ist eine Nachricht, die ich so eben von einem Bürger gehört habe; aber es schien mir unterwegs wirklich so, als bemerkte ich in der Finsterniß Männer mit leisem Gang und geheimen Absichten. Nicht weit von hier, hinter der Kirche standen zwei in einer Ecke. Es waren gewiß Mörder!“

„Du hast sie auch gesehn?“ fragte Lieven verwundert, indem er aufstand und sein Regentuch ergriff. „Ich sah aus meiner Schlafkammer durchs Fenster, als diese zwei Bösewichter vor unsrer Thür stehen blieben und von Jemand sprachen, der mit einem Dolch durchstochen werden sollte um elf Uhr an St. Baefsleye. Es ist schrecklich! Gent gleicht einer Mordhöhle. Der Haß und der Neid haben das Blut der Bürger entzündet.“

„Wo willst Du denn hingehn?“ fragte Denys, als er sah, daß Lieven sein Regentuch anzog.

„Ach, Du kannst es wohl rathen“ antwortete der Jüngling „ich laufe zum Oberhauptmann, um ihm Nachricht zu geben von dem, was Du mir gesagt hast.“

„Und Du glaubst, daß er es nicht ebenso gut weiß als wir?“

„Möglich; aber ich würde sicher nicht schlafen können, wenn ich ihn nicht benachrichtigt hätte. Ich laufe schnell und kehre zurück, bevor Du zu Bett bist, Vater.“

Denys ging jetzt nach der Vorderthüre, schloß sie zu und steckte den Schlüssel in die Tasche, worauf er zu Lieven, der ihm gefolgt war, in scheinbar gleichgültigem Tone sagte:

„Nein, nein, Lieven, Du sollst jetzt nicht noch ausgehn. Es wird viel zu spät; und ist’s gefährlich auf der Straße, so weiß ich nicht, warum Du Dich unnütz bloßstellen sollst. Ich darf es nicht dulden!“

Der Vater blieb unerbittlich gegen die Bitten des Jünglings und sagte endlich:

„Ich glaube, Du bist von Sinnen, Lieven. Von zwei

Dingen eins: entweder der Oberhauptmann ist zu Haus und dann hat er nichts zu fürchten; oder auch, er ist nicht zu Haus, und dann kannst Du ihm nichts melden. Du siehst also, daß es morgen Zeit genug ist, Deine Botschaft zu bringen. Hoffe nicht, daß ich so thöricht sein werde, Dich hinauszulassen."

Lieven ergab sich endlich darein und sprach:

„Du hast vielleicht Recht, Vater! Ich werde morgen sehr früh ausgehn und den Oberhauptmann benachrichtigen."

Der Oberälteste zündete zwei kleine Kerzen an und gab die eine davon seinem Sohne, indem er ihm auf der Treppe vorausging. Im ersten Stock wünschten sie einander gute Nacht, der Vater begab sich in einem Gang nach dem hintersten Theile des Hauses, der Sohn öffnete die Thür seiner Schlafkammer und trat hinein. Lieven setzte sein Licht auf den Tisch und sank in einen Stuhl. Er wußte nicht, warum jetzt in der Einsamkeit sein Herz so heftig zu klopfen begann und gebrauchte Gewalt, um die ihn verfolgenden Schreckbilder von sich zu verjagen. Er überdachte seines Vaters Worte und das Erscheinen der zwei Mörder und suchte sich zu überzeugen, daß er sich mit Unrecht quälte, weil der Oberhauptmann keinen Grund haben konnte, um in der Nacht auf einem so einsamen und abgelegenen Wege zu gehn; aber bei dieser Ueberlegung durchfuhr seinen Geist plötzlich ein grausamer Blitzstrahl.

Der Abt von St. Baefs, des Oberhauptmanns guter Freund lag tödtlich krank. Artevelde hatte ihn bereits zweimal während des Tages besucht, weil der Abt fortwährend nach ihm rief. Wenn nun der Abt jetzt wieder einen neuen Anfall bekommen hätte und Jemand geschickt worden wäre, um den Oberhauptmann zu holen; oder, wenn die Mörder ihn durch einen falschen Boten hätten rufen lassen!

Während diese Gedanken ihm durch den Kopf flogen, befestigte er sich schnell einen großen Dolch an den Gürtel; nahm einen Strick und knüpfte ein Ende davon an den steinernen Fensterhaken. Dann erstieg er vorsichtig die Fensterbrüstung, ließ sich längs des Stricks auf die Straße gleiten, und lief aus allen Kräften nach dem Calanderberg.

Er klopfte stark an Artevelde's Haus und fragte den ihm öffnenden Dienstboten:

„Ist der Oberhauptmann zu Haus?"

„Nein, er ist eben mit Meister Ghelnoot Van Lens ausgegangen."

„Gott, Gott!" rief Lieven und „wo ist er hingegangen?"

„Man rief ihn wegen des Abts von St. Baefs, der im Sterben liegt."

„Welchen Weg hat er eingeschlagen?"

„Ich glaube, daß er in die Kreuzstraße gegangen ist."

Auf der Stelle sprang Lieven fort und lief in die Kreuzstraße hinein. Es freute ihn zuerst zu wissen, daß Ghelnoot Van Lens den Oberhauptmann begleitete; doch ebenso schnell bedachte er, daß ein Meuchelmörder den Oberhauptmann ebenso gut zwischen seinen Freunden treffen könne als in voller Einsamkeit. Vielleicht waren die Bösewichter zahlreich: wie konnten in solchem Fall zwei Männer in der dunkeln Nacht die Dolchstiche ihrer unsichtbaren Feinde abwehren? — Diese Gedanken beschleunigten noch seinen Lauf. Er hoffte Meister Artevelde einholen zu können und ihn von der Gefahr zu benachrichtigen, die ihn wahrscheinlich bedrohte; oder, wäre er bereits an dem unglücklichen Platz, ihm Hülfe bringen zu können.

Das einzige Stadtthor, durch welches Artevelde ohne großen Umweg sich nach der St. Baefsabtei begeben konnte, war der Rothe Thurm. Gleich da draußen lag ein breiter Weg, an dessen rechter Seite eine hohe Mauer sich erhob, hinter welcher einsame Weiden sich bis auf eine weite Entfernung hin ausdehnten. Jenseits des Flusses am Wasser standen nur drei Wohnungen, außer welchen man, auf tausend Schritt in die Runde kein einziges Haus antreffen konnte. Man konnte wahrlich zur Verübung einer heimlichen Uebelthat in und außerhalb der Stadt keinen günstigeren Platz aussuchen als diesen. Sobald der Jüngling außerhalb des Rothen Thurms sich befand, blieb er stehen, um zu sehn, ob er Niemand auf der Straße nach St. Baefs bemerkte oder hörte. Als er nichts wahrnahm, hielt er sich versichert, daß er Artevelde vorausgelaufen sei und

nicht besser thun könne, als einige Zeit auf ihn zu warten, weil man in keinem Falle die St. Baefsabtei erreichen konnte, ohne vor dieser Stelle vorbeizugehn. Wenn die festgesetzte Stunde ablief, konnte er sich nach St. Baefs begeben, um sich zu erkundigen, ob der Oberhauptmann wirklich dahin gekommen wäre.

Er hielt sich gleichwohl bereit, um beim geringsten Geräusch herbeizueilen und faßte seinen Dolch mit der Hand. —

Unterdessen stand einige hundert Schritte weiter hinter einem Mauerpfeiler ein dunkler Menschenschatten, in dessen Händen ein Dolch glänzte, und der mit vorgebeugtem Kopfe die Finsterniß zu durchbohren suchte, indem er die Straße nach dem Rothen Thurm zu beobachtend überschaute. Mit dumpfer Stimme murmelte dieser geheimnißvolle Mann bei sich selbst:

„Na, wird er nun kommen? Ich fange an, mich nicht wenig zu langweilen; ich gähne mir beinahe die Kinnbacken auseinander .... Der Wein gibt Geduld; noch einen Zug!"

Er brachte eine Flasche an den Mund und murmelte aufs Neue:

„Es wird Zeit, daß er erscheine, ich schlafe sonst ein; noch einen Mund voll und es ist schon wieder vorbei damit! Mein Mantel ist glücklicher als ich, — er trinkt mehr, als mir gefällt. Der Regen scheint nur freundlich und sanft auf den Leib zu fallen, aber zuletzt dringt er doch durch und macht einen schaudern vor Kälte .... Es ist unmöglich, etwas in der dicken Finsterniß zu sehn; es ist als ob der Teufel selbst eine Mauer vor meine Augen schöbe. Wenn ich aber nur keinen albernen Streich mache und den Knecht statt des Meisters treffe. Vielleicht kommt er allein. Er hat Muth genug dazu ...."

Plötzlich erstarb ihm das Wort im Munde; er bog sich vornüber und glitt wie ein schleichender Fuchs die Mauer entlang, indem er zu sich selbst sagte:

„Da ist er! Allein! ich irre mich nicht!"

Einige Schritte davon nahte wirklich eine einsame Person; aber diese beobachtete den Schatten, der die Mauer entlang glitt und hielt sich zur Vertheidigung bereit. Plötzlich warf sich der Mörder mit seiner Waffe vor, um den

Ankommenden zu treffen, doch dieser sprang zur Seite und stieß seinen Dolch bis an das Heft in die Seite seines unbekannten Feindes. Dieser stürzte mit einem gräßlichen Schrei zu Boden und sagte, indem er seine Hand mit Kraft auf seine Wunde drückte, um das herausströmende Blut zurückzuhalten:

„Wehe mir! Schändlicher Mörder! Ich sterbe .... O das Blut entfließt mir wie der Wein aus einem geborstenen Faß! Mußte das meine Belohnung sein!"

„Seid Ihr es, Muggelyn?" seufzte Lieven erschrocken. „Belohnung? Himmel! Was wolltet Ihr denn hier thun?"

„Ach!" murmelte der Ribaudenkönig, indem er vor Schmerz sich krümmte „ich wollte das Leben des Oberhauptmanns vertheidigen, und glaubte, in Euch einen seiner Mörder zu sehn. — Ihr habt mich ungerechter Weise getödtet!"

„Gott! Gott!" rief der verzweifelnde Jüngling, „es gibt vielleicht noch ein Mittel Euch zu retten! Laßt sehn! Ich werde Eure Wunde stillen und Euch bis in die Abtei tragen."

Mit diesen Worten machte Lieven mit zitternder Eile die Kleider des Ribaudenkönigs los und suchte, mit einem leinenen Sacktuch, das Blut zu hindern, daß es nicht so übermäßig aus der Wunde flösse. Muggelyn fühlte bald an dem Schwindel, der ihn ergriff, daß keine Hoffnung auf Rettung mehr übrig blieb. Da entbrannte er plötzlich in düstrer Wuth und schrie mit solcher Kraft, daß es durch die Finsterniß schallte:

„Verhängniß! Gott hat es gewollt! Ihr, Lieven Denys, mußtet es sein, der mich ermorden sollte!"

Dann steckte er die Hand in die Tasche und warf einige Goldstücke ins Angesicht des Jünglings, indem er fortfuhr: „Dies Geld möge Euch die Stirn versengen! Euer Vater, Euer Vater Geeraert Denys, gab es mir, um den Oberhauptmann hier abzuwarten und zu tödten."

„Schweigt! O, Freund, schweigt!" bat Lieven zitternd. „Man könnte Euch hören!"

„O, wäre die ganze Welt hier — um zu vernehmen, welcher Bösewicht Euch gezeugt hat" rief der Ribaudenkönig mit noch mehr Kraft. „Ihr wenigstens sollt es wissen!

Euer Vater ist kein Mensch; er ist ein Teufel! Seit sechs Jahren ist jeder Gedanke in seinem Kopf eine Uebelthat.... jedes Wort in seinem Munde ein Dolchstich gegen Alles, was rein und groß ist. Keine Verläumdung läuft in Gent herum, kein Haß brennt da, kein Blut wird da vergossen, woran nicht allein Euer schändlicher Vater Schuld wäre! O, der böse Geist, der aus dem Abgrund sich erhob zum Verderben Gents und Flanderns! O Geeraert Denys! Durch Euch verführt, durch Euren Sohn ermordet. — Würdiges Ende!"

Lieven legte seine Hand auf den Mund des rasenden Muggelyn und wollte ihn hindern, in seinen lauten Beschuldigungen gegen seinen Vater fortzufahren. Er bat und flehte ihn unterdessen, sich zu beruhigen und suchte ihm Hoffnung auf Rettung einzureden; doch der Ribaudenkönig zog seinen Kopf zurück, und rief mit Lieven ringend:

„Er hat Jahre lang Jungfer Beerle verläumden lassen und mich bezahlt, — um sie als eine Buhlin von Meister Ghelnoot Van Lens darzustellen; er hat mich bezahlt, um sie zu rauben, sie zu entehren, sie zu ermorden. Ich habe sie geehrt und nicht getödtet: — ich war ein Engel von Güte neben Eurem Vater .... der Lucifer selbst beschämen würde! Er hat mich bezahlt um Artevelde zu erdolchen; er hat fünfzig andere bezahlt, um den Oberhauptmann und seine Freunde .... bei der ersten Gelegenheit zu überfallen und zu ermorden .... Das ist Geeraert Denys! Euer Dolch wäre besser in seine Brust gesenkt worden, als in meine. Gott möge ihm fluchen .... Tragt ihm von meinem Blut — in sein Angesicht, es brenne auf seiner teuflischen Seele, — Gift. Ach! ach, ich fühle, daß ich sterbe — der letzte Krampf ergreift mich. Ich vergebe Euch, Lieven, Ihr habt keine Schuld, keine Schuld an meinem Tod."

Der Jüngling war irre, wie von Sinnen. Sein Vater solch ein Bösewicht! Dieser Gedanke zermalmte ihn dergestalt, daß er wie versteinert neben Muggelyn knieete und ihn bewußtlos anhörte.

Mit schwacher Stimme seufzte der Ribaudenkönig noch: „Wein! Wein!"

Dann stieg ein Röcheln aus seiner Kehle, ein Zittern durchzuckte seinen Leib, seine Glieder streckten sich aus: — und er war eine Leiche!

Einige Augenblicke noch rüttelte der Jüngling an dem Leichnam, bevor er die feste Ueberzeugung von dem Tode des Ribaudenkönigs erlangt hatte. Er war durch seine schrecklichen Eröffnungen so ergriffen, daß eine Fluth verzweiflungsvoller Gedanken ihm durch den Kopf fuhr und ihm alles Bewußtsein raubte, ... bis plötzlich ein fernes Geräusch sein Ohr traf.

Es däuchte ihm, daß er in der Ferne von der Abtei her, verschiedene Personen kommen hörte. Bald erkannte er Ghelnoots Stimme, der rief:

„Hier! Hier! Oberhauptmann, sonst lauft Ihr in die Leye!"

Dies weckte ihn gewaltsam aus seiner Betäubung auf. — Wenn man ihn bei der Leiche überraschte, würde er unfehlbar vor den Schöppen der Gerichtsbank erscheinen müssen; er würde eine strenge Untersuchung zu bestehen haben und Erklärungen über seine That geben müssen. Lief dann nicht das Geheimniß Gefahr? Sollte er der Ankläger seines Vaters werden? Diese Furcht wirkte so stark auf das Gemüth des Jünglings, daß er aufsprang und voll Angst entfloh. Es schien ihm, als hörte er hinter sich ein Geräusch von Schritten; und sich verfolgt wähnend, beschleunigte er seinen Lauf so sehr als ihm der sumpfige Boden dies erlaubte. Abwechselnd fiel er in Pfützen oder in Gräben und taumelte keuchend auf ungebahnten Wegen durch Koth und Wasser fort, bis er mit dem Kopf an einen Baum stieß und betäubt zur Erde sank.

XVIII.

Den gewaltsamen Tod des Ribaudenkönigs hatten die meisten Bürger von Gent ohne Verwunderung vernommen und als natürliches Ende seines wüsten und zügellosen Lebens angesehn. In den Wirthshäusern trauerte man noch am längsten über den Verlust des fröhlichen Muggelyn; gleichwohl verwischten die wichtigen Ereignisse, die alle Gemüther beschäftigten, ziemlich schnell das Andenken des Ribauds; und bald sprach Niemand mehr von ihm als der Wirth aus dem „Hirsch," unter dem Belfroot, wo Muggelyn ein erschrecklich stark beladenes Kerbholz hinterlassen hatte.

Geeraert Denys vermuthete allein mit einiger Sicherheit, wer seinen Vertrauten mußte getödtet haben; der am andern Tage am Fenster gefundene Strick und vor allem die fortwährende Abwesenheit Lievens, der seit dem Morde noch nicht zu Hause erschienen war, ließen ihm keinen Zweifel übrig. Die Flucht seines Sohnes konnte er keinem andern Grunde zuschreiben, als daß dieser seine Mitschuld in dem Anschlag gegen Artevelde errathen oder entdeckt haben mußte; — vielleicht hatte Muggelyn ihm Alles geoffenbart! Dieser letzte Gedanke erfüllte den Oberältesten mit Angst und Beklommenheit; er wendete alle Mühe an, um zu erfahren, wo sein Sohn sich aufhielt, indem er sich vornahm, ihn mit Güte oder mit Zwang zurückkehren zu lassen, um wenigstens zu wissen, was er von ihm zu fürchten hatte, und nöthigenfalls durch unfehlbare Mittel seines Stillschweigens sich zu versichern. Aber alle Nachforschungen

waren vergeblich; man meldete ihm wohl manchmal, daß man Lieven in einem oder dem andern abgelegenen Stadtviertel des Nachts wie einen irrenden Geist neben den Häusern hatte hinschleichen sehen; doch jedesmal, wenn der Oberälteste nach dieser Gegend der Stadt Leute aussandte, um seinen Sohn aufzusuchen, konnte Niemand über ihn etwas mittheilen.

Inzwischen gaben die Zeitumstände seiner Herrschsucht und seinem Hasse neue Nahrung. Ueber das Loos Flanderns und zwischen Artevelde und seinen Feinden sollte endgültig entschieden werden. Wenn Denys diesmal den Sieg nicht erlangte, mußte er für immer weichen und ins Dunkel versinken. Das fühlte er wohl, und darum nahm er Alles zusammen, was er an Arglist und Energie besaß und legte seine Schlingen so heimlich, daß Niemand seine Anschläge vermuthen oder vereiteln konnte.

Flandern war noch immer in der bedenklichsten Lage. Frankreich sammelte ein Heer an den Grenzen: Dendermonde hatte sich den Leliards übergeben und war ein Mittelpunkt des Aufstands gegen die drei Landschaften Flanderns; täglich nahm diese feste Stadt feindliche Hülfstruppen auf und Alles ließ vorhersehn, daß in Kurzem von dort eine ansehnliche Heeresmacht gegen Gent anrücken würde, während der französische König die südlichen Grenzen besetzen würde. Der Graf von Hennegau zeigte sich geneigt, aus dem Bündniß zu treten und den Franzosen beizustehn; der Herzog von Brabant hatte sich schon durch die That gegen Flandern erklärt und dessen heißeste Feinde an seinem Hofe empfangen. Nichtsdestoweniger dauerte unter den am meisten patriotisch gesinnten Vlamingen selbst der Zwist über die Weberei unauslöschlich fort und die Städte und Gemeinden liefen gegen einander zu den Waffen.

Artevelde begriff die Größe der Gefahr, worin sein Vaterland schwebte und suchte noch Mittel zur Rettung desselben zu finden. In seiner Untersuchung über die Ursachen der Auflösung Flanderns erkannte er, daß dies unüberwindliche Uebel hauptsächlich aus dem Wesen der Macht selbst entsprang, womit er bekleidet war. Jetzt, wo die langen Bekämpfungen seiner Feinde dem Geist des Volks

Zweifel über die Rechtmäßigkeit seiner Gewalt eingeflößt hatten, maßte sich wirklich ein Jeder das Recht an, seine Befehle zu prüfen und zu beurtheilen, und dieselben zu verwerfen, wenn sie nicht mit der Denkweise dessen übereinstimmten, der sie ausführen sollte. Seine Macht war nicht mehr der bestimmte Ausdruck des Gesammtwillens der Nation, dem sich jeder Einzelne frei unterwarf. Diese Wahrheit verhehlte sich der Oberhauptmann nicht und beschloß daher eine Macht aufzugeben, die nicht mehr zureichend war, um die Parteien zu beherrschen und Flandern gegen seine mannigfaltigen Feinde zu beschützen. Jedoch war er zu hochherzig und zu edel, um seine Hand vom Steuerruder abzuziehen, bevor er das Staatsschiff in einen sichern Hafen geführt hätte. Die Rückkehr des rechtmäßigen Fürsten schien ihm das einzig übrigbleibende Mittel, um dem Lande aufs Neue die Einheit zu schenken, ohne welche es unmöglich die heranbrausenden Stürme überstehen konnte.

Bis jetzt hatte sich der Graf geweigert, unter den von den Gemeinden vorgeschlagenen Bedingungen die Regierung Flanderns wieder in die Hände zu nehmen; aber Artevelde beschloß diesmal die Versöhnung durch viele Zugeständnisse zu erleichtern, wenn nur die Unabhängigkeit des Vaterlands und der Gewerbfleiß gerettet und bewahrt werden konnten. Zu dem Ende ließ er durch die Vlämischen Städte auf dem Landtag zu Brüssel vorschlagen, daß man den Fürsten in voller Liebe empfangen und alle seine Wünsche, soviel als möglich, erfüllen würde, wenn er als Graf von Flandern sich unabhängig von allen andern Mächten, sowohl von Frankreich, als von England erklären wollte, wie diese Unabhängigkeit im letzten Waffenstillstande durch England und Frankreich selbst war anerkannt worden.

Der Graf begann jedoch, unter dem Einflusse Frankreichs, zuerst mit List über die Bedingungen der Aussöhnung zu streiten und erklärte endlich offen, daß er Flandern Frankreich unterworfen sehen wollte und nicht zurückkehren würde, wenn ihm nicht auch die Macht übergeben würde, die Vlamingen im Französischen Heere gegen England zu führen. Er zeigte sich trotzig und unbeugsam, und ließ die Vlämischen Städte Gesandtschaft auf Gesandtschaft

an ihn richten, ohne sich zu einer freundlichen Antwort herabzulassen.

Ohne Zweifel würden früher Philipp von Valois und Ludwig von Nevers das billige Anerbieten der Vlamingen mit Freuden angenommen haben; jetzt jedoch hielten sie sich versichert, daß Flandern durch Zwiespalt gelähmt, bald von selbst sich ihrer Macht überliefern würde und sie nach Wohlgefallen über die Regierung und die politische Richtung der Grafschaft würden verfügen können. Daher sahen sie die ehrerbietigen Anträge und die mannigfaltigen Anstrengungen der Städte, ihren Fürsten wieder in Flandern zu haben, als einen Beweis von Schwäche an. Und so wies Graf Ludwig ihre Bitte trotzig ab und verletzte das Gemüth seiner Unterthanen sehr tief.

Der schlimme Ausgang dieses entscheidenden Versuchs betrübte Artevelde ungemein. Nun sah er sich genöthigt, zwischen zwei Uebeln zu wählen: die einzige Hoffnung auf Versöhnung mit dem Fürsten mußte fahren gelassen werden, oder Flandern mußte wieder die dreihundertjährigen Ketten annehmen und das Haupt beugen unter den tödtlichen Einfluß des Französischen Hofs. — Wahrlich die Heldenseele Artevelde's hätte in eine solche Erniedrigung nicht zustimmen können und hätte auch die ganze Welt auf ihn zu stürzen gedroht. Bis zum letzten Athemzug wollte er mannhaft streiten für die Unabhängigkeit und die Wohlfahrt seines Vaterlands!

Da faßte denn Artevelde einen äußerst wichtigen Entschluß und legte sein Haupt mit vollem Bewußtsein für Flanderns Unabhängigkeit in die Wagschale.

Der König von England war auf des Oberhauptmanns Ersuchen mit einer mächtigen Flotte vor Sluis erschienen und hatte nach allen Vlämischen Städten Boten gesandt mit der Bitte, daß Flandern ihm aufs Neue als rechtmäßigem König von Frankreich huldigen möchte. Der Eid ward willig erneuert; aber eine andere Forderung konnte nicht so leicht befriedigt werden. König Eduard machte auf Artevelde's Rath den Städten begreiflich, daß der bedenkliche Zustand Flanderns nur dadurch verursacht wäre, daß der Fürst und seine Unterthanen Jeder einer

verschiedenen politischen Richtung folgten und einen andern Oberherrn anerkennten. Als Bedingung seiner Freundschaft verlangte er, daß Graf Ludwig ihn gleichfalls als König von Frankreich anerkennen sollte, oder daß die Vlamingen durch eine feierliche Erklärung sich von ihrem Fürsten lossagten.

Schon mehr als einmal hatte Artevelde erfahren, daß das schwache Gemüth Ludwigs allein durch Furcht zu fassen und zu lenken sei. Seit der Ankunft der englischen Flotte hatte sich die Lage geändert. Für jetzt wenigstens durfte Philipp von Valois nicht hoffen, Flandern durch Waffenmacht oder durch Ränke in seine Hände zu bekommen. —

Der Oberhauptmann hielt die Gelegenheit für günstig, um den Grafen für immer von Frankreich loszureißen, und hoffte, daß die Furcht vor dem Verlust seiner Grafschaft so mächtig auf Ludwigs Gemüth wirken würde, um ihn zu einer That zu vermögen, welche ihm gewiß schmerzlich fallen mußte, wovon aber die Rettung und die Freiheit Flanderns abhing.

Artevelde übersandte mit einem Male und mit der größten Oeffentlichkeit an die drei Hauptstädte Flanderns den Antrag, daß man eine feierliche Gesandtschaft an den Grafen richten sollte, um ihm zu sagen, daß Flandern ihn bitten ließe, dem König von England als König von Frankreich zu huldigen und mit den Gemeinden in den Bund gegen Philipp von Valois zu treten, widrigenfalls man die gräfliche Krone Flanderns dem Prinzen von Wales, Eduards Sohn, anbieten würde.

Dieser Antrag regte natürlicher Weise das Land sehr auf und viele Leute, wie wenig französischgesinnt sie sonst auch waren, erhoben sich gegen die Idee einer Enterbung des rechtmäßigen Abkömmlings von den alten Vlämischen Fürsten. Artevelde hatte eine solche Aufregung erwartet; er verkannte das Verhängnißvolle seiner That nicht, und bereitete sich vor, seine kühne Vaterlandsliebe mit dem Tode zu büßen, wofern sein Plan mißlang.

Zu Brügge, wo man zuerst über seinen Antrag entscheiden sollte, traf er anfangs viel Widerstand an; doch

in der Versammlung der Gemeinde bewies er mit solch ergreifender und überzeugender Beredtsamkeit, daß Flandern nur durch das gewaltsame Zerreißen der Bande, die es an Frankreich gefesselt hielten, gerettet werden könnte und man in der äußersten Noth des Vaterlands auch die äußersten Arzneimittel anwenden müßte, — daß die Versammlung beinahe einstimmig ihre Bereitwilligkeit erklärte, den Antrag des Oberhauptmanns auszuführen.

Von da reiste er nach Ypern, der dritten Hauptstadt Flanderns, wo er gleichfalls seine Ansichten unwiderleglich rechtfertigte, und die ganze Bevölkerung zur Gutheißung seines Vorschlags bewegte.

Gent allein mußte noch seine Zustimmung geben und sollte binnen wenigen Tagen eine allgemeine Versammlung der Schöppen, Aeltesten und Deputirten zusammenrufen, um über die mögliche Enterbung Ludwigs von Nevers und die Erhebung des Prinzen von Wales zum Grafen von Flandern zu beschließen.

Unterdessen war Artevelde nach Sluis zurückgekehrt, um da sich mit dem König von England über die Bedingungen der Annahme der Grafschaft durch den jungen Prinzen zu verständigen, im Falle daß Ludwig die verlangte Huldigung dauernd verweigerte. Der Oberhauptmann konnte nur schwer mit dem König eins werden, über die Freiheiten, in deren Genuß Flandern bleiben sollte, und vorzüglich über die völlige Unabhängigkeit der Grafschaft, selbst von der Krone England. Er durfte jedoch für jetzt nicht länger in Sluis bleiben, und sah sich genöthigt, die Unterhandlungen abzubrechen, um nach Gent zu reisen, wo man binnen drei Tagen über seinen Antrag entscheiden sollte.

Artevelde war es nicht unbewußt, daß er da die meiste Opposition antreffen würde, weil die Leliards dort unterstützt werden würden durch alle Anhänger von Geeraert Denys und vielleicht durch einen ansehnlichen Theil der Weber. Es waren ihm über die ungünstige Stimmung der Gemüther in Gent beunruhigende Mittheilungen zugegangen. Er beschloß daher, noch ehe er die Vorrechte und Freiheiten Flanderns mit dem König hatte fixiren können, Abschied von ihm zu nehmen, um die Schöppen und Ael-

testen von Gent aufzuklären über die dringende Nothwendigkeit eines kühnen Entschlusses, wie sehr derselbe auch mit dem Vlämischen Charakter streiten mochte.

Seit der Veröffentlichung seines Antrages waren mehrmals Meuchelmörder gegen ihn ausgeschickt worden, es fingen sogar ganze Banden bewaffneter Landstreicher und Leliards an, die Umgegend von Sluis und den Ortschaften, wo sich der Oberhauptmann befinden konnte, zu durchkreuzen, in der Hoffnung, daß er wohl einmal in einen Hinterhalt fallen würde. Artevelde wußte dies Alles sehr wohl; auch reiste er nie mehr, ohne eine ansehnliche Wache bei sich zu haben.

Da diese Gefahr jetzt immer drohender geworden war, hatte der König dem Obersten seiner Reiterei, Lord William Sturin befohlen, Artevelde auf dem Wege nach Gent mit einer starken Schaar zu begleiten, so weit, als es der Oberhauptmann für nöthig erachten würde.

Eines Sonntags Nachmittags standen die Diener Artevelde's mit seinem gesattelten und zur Reise gerüsteten Pferde da und warteten darauf, daß er des Königs Schiff verließe. Einige Schritte davon war der Oberste der Reiterei damit beschäftigt, Befehle an die Leute auszutheilen, die das Geleite des Oberhauptmanns bilden sollten.

Einige Augenblicke später sahen sie Artevelde mit dem König auf dem Verdeck des Schiffs erscheinen und nach einem freundlichen Händedruck des Fürsten in das Boot steigen. Jeder machte sich schleunigst zur Abreise fertig.

Als der Oberhauptmann den Damm erreichte, sprang er aufs Pferd und ritt mit seinem ganzen Gefolge auf die Straße nach Gent. Unterwegs verkürzte er sich die Zeit durch eine Unterredung mit Lord William Sturin über die Verfassung und die aufblühenden Gemeinden Englands. Artevelde sprach ziemlich gut englisch; und da der Oberste der Reiterei ein verständiger Mann und tapferer Ritter war, fand er viel Gefallen an den tiefen und weisen Ideen des Genter Bürgers.

Plötzlich sahen sie in der Ferne einen Haufen Reiter in vollem Trabe ihnen entgegenkommen, ohne daß man aus solcher Entfernung die Stärke der Schaar errathen konnte. —

Lord Sturin ließ seine Leute sich schlachtfertig halten und den Schritt der Pferde mäßigen, während er mit dem Oberhauptmann dichter an sie heranritt.

Bald jedoch bemerkte Artevelde, daß die hier ankommenden Reiter Genter Bürger waren und erkannte sogar die drei Vordersten als seine Freunde Maes Van Varnewyck, Ghelnoot Van Lens und Peter Zoetaerde. Nicht mehr als zwanzig bewaffnete Handwerker begleiteten sie. Ihre Pferde waren mit Schweiß bedeckt und sie selbst schienen sehr ermüdet von dem starken Ritt durch die brennende Sonnenhitze.

Artevelde ritt ihnen mit freundlichem Lächeln entgegen und bemerkte beim ersten Blick, daß eine tiefe Traurigkeit auf ihrem Gesicht ausgeprägt war. Das bedeutete ihm nichts Gutes; er wollte eben darüber eine Frage an den Vorschöppen richten, doch dieser, verwundert über das heitre Aussehen Artevelde's, rief ihm zu:

„Oberhauptmann, habt Ihr einen Boten aus Gent empfangen?“

„Wann?“ fragte Artevelde.

„Gestern Abend! Diesen Morgen!“

„Mir ist kein Bote zugegangen, Vorschöppe!“

„Seht Ihr?“ sagte dieser, indem er sich zu seinen beiden Reisegefährten wandte, „die Wegelagerer haben den Boten aufgehoben. Gott sei gelobt, daß er uns den Gedanken eingab, selbst die traurige Botschaft zu bringen.“

„Aber was für eine schreckliche Neuigkeit bringt Ihr mir denn, Freunde?“ fragte Artevelde. „Laßt hören, sind die Leliards von Dendermonde vielleicht im Anzuge gegen Gent? Haben sie unsre Mannschaften geschlagen? Darum braucht man doch nicht so traurig zu sein, man wird ihnen ihre Keckheit reichlich bezahlen. Habt doch jetzt noch keine Furcht!“

Diese Aeußerung des Oberhauptmanns mußte einen schmerzlichen Eindruck auf das Gemüth seiner Freunde machen: denn Ghelnoot Van Lens und Peter Zoetaerde beugten das Haupt und blieben mit auf den Boden gerichteten Blicken stumm stehn. Der Vorschöppe allein widerstand seiner Bewegung und ersuchte Artevelde, ihm nach einem,

ein paar Bogenschuß von da am Wege stehenden Hause zu folgen. Dieser ritt, nachdem er einige Worte mit Lord Sturin gewechselt hatte, neben seinen Freunden nach dem bezeichneten Hause. Sobald sie allein waren, sagte der Vorschöppe mit Nachdruck zum Oberhauptmann:

„Freund Jacob, wir bringen Euch eine Nachricht, an die Ihr sicher nicht denkt. Gestern Morgen hat man in Gent über Euern Antrag entschieden. Er ist verworfen!"

Ein düstrer Schatten lagerte sich plötzlich über Artevelde's Antlitz.

„Gestern?" fragte er. „War es nicht durch die Schöppenbank selbst festgesetzt, daß man erst übermorgen über die Sache berathschlagen und beschließen sollte? Ach, ich vermuthe den Grund dieser Beschleunigung! Nun, welcher Art ist die Entscheidung?"

„Mit großer Stimmenmehrheit hat man erklärt, daß die Gemeinde Gent niemals von ihrem rechtmäßigen Fürsten sich abwenden werde, unter welchem Vorwande auch man sie darum angehn möchte. Euer Antrag, Oberhauptmann, ist verworfen, getadelt und durch Obrigkeit und Volk abgewiesen. Es ist vielleicht ein großes Unglück für Flandern; aber wir müssen es uns wieder gefallen lassen und unser Haupt unter diesen neuen Schlag beugen."

„Eine Versammlung, ohne mein Wissen, durch Ueberraschung zusammenberufen!" seufzte Artevelde, „mein Antrag von Obrigkeit und Volk verworfen! Unbegreiflich! Die Mehrheit der Schöppen theilte doch meine Gesinnungen und erkannte mit mir, daß es kein anderes Mittel zur Rettung des Vaterlandes gibt. Gott, Gott, muß ich denn zuletzt auch durch meine besten Freunde verrathen werden! Unglückliches Flandern!"

Der Vorschöppe ergriff seine Hand und sprach mit tiefem Mißmuth:

„Unglückliches Flandern, wahrlich! Aber Meister Jacob, bevor Ihr Eure Freunde beschuldigt, horcht und vernehmt die Ursache dessen, was geschehen ist. Wir waren mit Euch übereingekommen, daß man am Dienstage über Euren Antrag berathen sollte. Jedermann wartete mit Vertrauen den Tag der Zusammenkunft ab; die meisten Zünfte, und

so auch ihre Aeltesten verlangten, erst von Euch die Beweggründe zu Eurem Antrage erörtern zu hören, bevor sie über ihre Abstimmung einen Beschluß faßten. — Unterdessen waren Eure Feinde geschäftig, in der tiefsten Verborgenheit einen wohlberechneten Anschlag vorzubereiten. Am Freitag Abend, als die Nachricht von der Annahme durch Ypern in Gent sich verbreitete, begannen plötzlich Haufen von Handwerksgesellen durch die Straßen zu laufen und allerlei Rachegeschrei gegen Euch und gegen Euren Antrag zu erheben; man streute mit vollen Händen Geld in den Wirthshäusern unter das Volk aus; man raste und schrie von Landesverrath und Bestechung; Euer Name ward verflucht und die ganze Stadt in Bewegung gesetzt. Diesen Abend hielten sich die Bürger noch treu; es gelang den ausgeschickten Wachen, die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten. Aber am andern Morgen liefen mit Tagesanbruch mehr als sechshundert Handwerker bewaffnet auf den Freitagsmarkt, indem sie riefen: es müßte noch an diesem Tage über Euren Antrag entschieden werden, sonst würden sie das Schöppenhaus erstürmen und die Obrigkeit verjagen. Wir wußten wohl, was das bedeutete; es war eine Verschwörung der Leliards mit Euren Feinden, die sich verständigt hatten, Euch zu verhindern, der Versammlung beizuwohnen, indem sie wohl vorhersahen, daß Ihr durch Euer mächtiges Wort ihre Anschläge würdet zu Nichte gemacht haben. Was konnten wir thun? Geeraert Denys hielt es mit den Unruhstiftern; obschon er es leugnete, war es doch zu erkennen an den Ausrufen der gewaffneten Gesellen, die den Oberältesten in ihrem wüsten Geschrei gerade so in den Himmel erhoben, als sie Euren Namen mit Schmähungen und Flüchen beluden. Alle gütlichen Vorstellungen, alle Drohungen waren umsonst. Gewalt konnten wir nicht anwenden. Geeraert Denys würde sich sicherlich auf die Seite der Meuterer gestellt haben. Der Schöppenrath ließ den Rath der Aeltesten und Gewerksverordneten zusammenberufen und stimmte zu, sofort über Euren Antrag zu berathschlagen. Was soll ich Euch sagen über diese Versammlung? Geeraert Denys hat darin eine falsche Rolle gespielt und die Gemüther gegen Euch aufgehetzt; seine Anhänger haben

jeden überschrieen, und unterdessen stand auf der Straße ein dichter Haufen Handwerksgesellen, die bis in den Rathssaal Todesdrohungen gegen Euch und Eure Freunde erschallen ließen. Aus Furcht vor größerem Unheil haben wir Euren Antrag verworfen. Es blieb uns kein anderes Mittel übrig, um sie zum Niederlegen der Waffen zu bewegen und die Gemeinde vor einem zweiten Blutbade zu bewahren. Nun urtheilt! Konnten wir unter diesen verzweifelten Umständen wohl anders handeln, als vor dem Verhängniß weichen? Wie, wenn der böse Geeraert Denys jetzt in Gent Herr wäre, wenn er die Obrigkeit erneuert und seine Anhänger aufs Schöppenhaus gebracht hätte, würde das besser für Flandern, würde es für Eure Absichten dienlicher gewesen sein?

Artevelde war ungeduldig geworden und mahnte zum Aufbruch; er meinte, die Schöppen hätten recht gehandelt, er wolle aber schnell nach Gent und der Sache bald eine andere Wendung geben, da eine Verschwörung boshafter Leute und Leliards die Mehrheit der Genter Bürger nicht länger beherrschen dürfte. Als er jedoch sah, daß Keiner seiner Freunde Miene machte, ihm zu folgen, fragte er verwundert:

„Was gibts denn, das Euch so auf dem Herzen liegt, Freunde? Habt Ihr mir noch etwas zu sagen, oder wagt Ihr nicht nach Gent zurückzukehren? Ihr erschreckt mich wirklich; es ist mehr geschehen, als Ihr mir mitgetheilt habt. — Nun begreife ich die schweigsame Traurigkeit von Meister Van Lens und Meister Zoetaerde. Sprecht doch offen heraus. Glaubt Ihr, Jacob Van Artevelde wisse nicht, daß für ihn sowohl, als für Flandern Alles in der Waagschale liegt?

Der Vorschöppe führte Artevelde zurück in die Mitte des Zimmers und sprach:

„Unsre Sendung ist noch nicht vorbei; wir sind zu Euch gekommen, Oberhauptmann, um Euch zu beschwören, von Eurem Antrag abzustehen und augenblicklich mit uns nach Gent zu gehn, damit Ihr selbst verkündigt, wie Ihr nicht mehr beabsichtigt, den rechtmäßigen Grafen mit einer Ent-

erbung zu bedrohen. Es ist das einzige Mittel, um einer Umwälzung in Gent zuvorzukommen!"

Ein Lächeln bittern Mitleids überzog Artevelde's Gesicht.

Ghelnoot Van Lens ergriff seine Hände und sagte flehend:

„O, Meister Jacob, folgt diesem guten Rath; die Gefahr ist größer, als wir Euch zu sagen wagen."

„Ihr habt Euch durch gute Absichten leiten lassen," fügte der alte Peter Zoetaerde hinzu, „aber zweifelt nicht daran, Oberhauptmann: Euer Antrag ist eine unbesonnene That. Seht davon ab, um Gottes Willen seht davon ab!"

Artevelde sah seine Freunde verwundert und forschend an und sagte dann:

„Ich begreife Euch nicht; habt Ihr denn vergessen, daß Flanderns Unabhängigkeit es verlangt? Glaubt Ihr, daß Jacob Van Artevelde zurückweichen wird, und sollte ihm auch der unfehlbare Tod drohen? Nein, nein, ohne mich zu beugen will ich bis zu Ende kämpfen; besteht in Gent eine Partei, die, boshaft oder aus Unwissenheit, das Vaterland Frankreich zu überliefern strebt, ich wenigstens werde meine Pflicht dauernd im Auge behalten und Flandern retten, wenn Gott selbst es nicht zur Sclaverei verurtheilt hat . . . . Die Zeit ist zu kurz, Freunde, um über diesen Punkt hier länger zu verhandeln; wir müssen fort!"

„O nein, nein!" rief Ghelnoot erschrocken, „geht nicht nach Gent mit solchen Gesinnungen!"

„Vorwärts!" sagte Artevelde, „unterwegs sollt Ihr mir erklären, was Euch so furchtsam macht; ich werde Euch beweisen, daß ich nicht abstehn darf von meinem Antrag. Könnt Ihr mich vom Gegentheil überzeugen, so wird es noch Zeit sein, meinen Entschluß zu ändern, und zu thun, was Ihr verlangt."

Von seinen schweigenden Freunden gefolgt, hatte er bereits die Thür erreicht. Alle stiegen zu Pferde und eilten der englischen Reiterwache voraus.

Als die Reise wieder im Gang war, sprach der Vorschöppe zu Artevelde:

„Verwundert Euch nicht, Oberhauptmann, über unsere Angst und unsre scheinbare Umstimmung. Der wahre Stand der Dinge ist dieser: Eure Feinde haben Euren unseligen Antrag benutzt, um den alten Haß vieler Bürger gegen Euch wieder zu entzünden; ihre Anhänger haben sich erfrecht, zwei Tage hindurch ein Mordgeschrei zu erheben gegen denjenigen, der, wie sie sagen, den rechtmäßigen Fürsten enterben will. Sie selbst sind die heißesten Feinde unsres Grafen und haben Euch verfolgt, weil Ihr Euch so lange weigertet, ihn gewaltsam seiner Rechte zu berauben. Das thut aber nichts; wenn die Menge vom Aufruhrfieber ergriffen wird, so nimmt sie ohne Unterschied alle Gründe an, die ihren Leidenschaften einen Schein von Berechtigung geben können. So hat man auch wieder den größten Theil der Bevölkerung Gents glauben gemacht, daß Ihr Flandern für eine große Summe Geldes an König Eduard verkauft und die Einkünfte des Grafen an Euch gezogen habt, um Euer Vermögen damit zu vermehren. Und, als ob Ser Simon Van Hale, der diese Einkünfte regelmäßig empfängt, es mit Absicht gethan hätte, ist er seit sechs Wochen verschwunden, und läßt das Gerücht hinter sich, daß er nicht länger zum Deckmantel Eurer Betrügerei dienen wolle. Wer Euch vertheidigen will, ist Euer Freund und das genügt um seine Redlichkeit zu verdächtigen. So ist denn seit diesen letzten drei Tagen eine wüthende Partei gegen Euch entstanden. Kommt Ihr jetzt nach Gent mit der Erklärung, daß Ihr Euren Antrag zurückzieht, so wird wahrscheinlich nichts Schlimmes geschehen, weil der Hauptgrund der Unzufriedenheit dadurch weggeräumt ist; — aber wenn Ihr die triumphirenden Leliards und den Anhang von Geeraert Denys zu einem neuen Streit über diese Frage herausfordert, dann wird sicherlich ein schrecklicher Aufruhr in Gent losbrechen. Eure Feinde werden ihren Neid und ihren Haß in Eurem Blute kühlen. Das darf nicht geschehen! Es wäre allerdings ein großes Unglück für Flandern, die Unterwerfung an Frankreich mit so schnellen Schritten nahen zu sehen; doch noch ein größeres Unheil für das bedrohte Vaterland würde es sein, wenn es in diesem gefährlichen Augenblick den einzigen

Mann verlieren müßte, der allein noch Weisheit und Heldenmuth genug besitzt, um es durch alle Stürme sicher zu führen. Wir haben diese Ansicht nicht allein; wir kamen zu Euch im Auftrag einer großen Anzahl Schöppen und treuer Freunde. Bevor wir sie verließen, gaben wir unser Wort, daß Ihr nur mit dem festen Entschluß nach Gent zurückkehren solltet, von Eurem gefährlichen Antrag ganz abzusehn."

Peter Zoetarde gestand unter herzlichen Versicherungen seiner Freundschaft und Treue, daß die Genter doch wohl Gründe hätten, die Enterbung ihres rechtmäßigen Fürsten zu verweigern, daß solche Thaten einem Volke kein Glück bringen könnten, und daß sein Herz einen solchen Anschlag aus allen Kräften verwerfen müßte.

Ghelnoot Van Lens endlich fragte Artevelde in bitterer Verzweiflung: warum er sein Leben wagen wollte für Undankbare? Ob er nicht schon genug sich geplagt und angestrengt hätte für Leute, die ihn zum Lohne seiner großen Thaten verkännten und haßten? Er sollte ihnen die Freude nicht gönnen, ihm noch mehr Uebel zuzufügen. Liebten sie die Sclaverei, so möchte er sie die Ketten annehmen lassen.

Der Oberhauptmann war von den Worten seiner Freunde wenig überzeugt, er sagte endlich:

„Ich danke Euch für Eure Freundschaft, die Euch die Interessen des Vaterlandes bei Seite setzen läßt, weil Ihr denkt, daß mich ein großes Unglück treffen könne. Diese Beweggründe sind für Euch edel und lobenswerth; — bei mir würden sie nichts als selbstsüchtige Feigheit sein. Gäbe ich meinen Antrag auf, so besiegelte ich zu gleicher Zeit die ewige Unterwerfung meines Vaterlandes unter den Willen des Französischen Hofes, die Aufopferung unserer Unabhängigkeit, den Tod unsrer Industrie! Ich weiß es, irren ist menschlich; vielleicht täusche ich mich. Da aber jetzt mein Gewissen mir sagt, daß mein Gedanke Wahrheit ist, so darf ich mich durch nichts zurückhalten lassen, und ständen auch meine Freunde selbst gegen mich auf.

Ihr, die Ihr mein Herz bis in seine tiefsten Schlupfwinkel hinein kennt, Ihr wißt, wie sehr ich mit Achtung

vor jedem gesetzlichen Recht erfüllt bin. Aber Alles hat seine Grenzen und ich, der ich so oft mein Leben für das gemeine Beste gewagt habe und alles dafür opferte: Ruhe, Familie, Blut und Ehre, ich habe das Recht, zur Grundregel meiner Handlungsweise anzunehmen, daß wo ein Volk mit Sclaverei und Untergang bedroht wird, alle persönlichen Interessen, wie heilig, wie erhaben auch, weichen müssen vor der Rettung des Vaterlands und seiner Unabhängigkeit! — Erinnert Euch nur, welches das Schicksal Flanderns seit zwei Jahrhunderten gewesen ist, und Ihr werdet mit mir überzeugt bleiben, daß die Nothwendigkeit selbst uns zu dem äußersten Schritt, den ich jetzt wagen will, geführt hat. Gibts wohl auf Erden ein Volk, das so unaufhörlich hat kämpfen und ringen müssen, um seine Freiheit und Unabhängigkeit gegen immer erneute Anschläge zu vertheidigen, ohne daß seine Anstrengungen bis jetzt mit einem sichern Erfolge belohnt wären? Wenn nun so viele ungeheure Kraftanspannungen, wenn zweihundert Jahre Heldenmuth und Blutvergießen, wenn Sieg, Standhaftigkeit und Macht die Erlösung eines freigebornen Volks nicht errungen haben, dann muß, außerhalb dieses Volks, eine Ursache bestehn, die geeignet ist, seine Bestrebungen immer von Neuem zu vereiteln. Die Ursache liegt in der Abhängigkeit unsrer Fürsten von Frankreichs Willen; ihre Unterwürfigkeit ist die Fessel, die mitten durch unsre Geschichte wie eine unzerbrechliche Sclavenkette gewoben ist! Wenn unsre Fürsten an Frankreich geknechtet bleiben, wie sie es jetzt sind, so mag Flandern in der Zukunft versuchen was es will; es mag sich zum Gipfel der Macht und des Ruhms erheben, es wird jedesmal entnervt zurückfallen in dieselbe Dienstbarkeit. Mag es hundert Mal aufs Neue seine Fesseln zu brechen wähnen; eine Fessel bleibt doch außerhalb seines Bereiches und aus dieser Einen müssen immer wieder alle übrigen entstehen. Frankreich hat mit wunderbar schlauer Politik den Vlämischen Löwen an eine Kette gebunden, die silbern von Außen scheint und inwendig Stahl ist; eine Kette, die durch die Anstrengungen des Volks so weit kann ausgedehnt werden, daß der Löwe sich frei und unbezwinglich dünkt, die aber jedesmal sich wieder

von selbst zusammenzieht zur Kette der Knechtschaft und der Ohnmacht. Wenn wir uns jetzt nicht mit männlichem Willen für immer von Frankreich losreißen, so wird der Vlämische Heldenstamm zuletzt ermatten und von Banden moralischer und physischer Knechtschaft so fest umwunden werden, daß er das Verlangen nach Freiheit ganz verliert und die Unterwerfung an den Ausländer als Tugend ansieht. — Betrachtet endlich, liebe Freunde, unsre Lage und ihre möglichen Folgen noch unter einem andern Gesichtspunkte! Denkt an die Folgen jenes französichen Verbots englischer Wolleinfuhr in unser Land! Denkt an die uns heimsuchende Hungersnoth, an das Stocken des Handels und der Gewerbe, an das Auswandern von hundert fleißigen und geschickten Arbeitern, die unsre Industrie nach England und andern Gegenden verpflanzten! Das Alles würde wiederum und in noch weit erschrecklicherem Grade unser Loos werden, wenn wir — ohne zu jener äußersten, aber durch die Noth gebotenen That zu schreiten — wieder unter Frankreichs erdrückenden Einfluß zurückkehrten! Ach! was wird dann aus Flandern werden? Ein Land ohne Volksfreiheiten, ohne Unabhängigkeit, ohne Industrie! Ein elender Sclavenstamm, mit aufgehobenen Armen flehend, in eine andere Nation einverleibt zu werden! Seine Muttersprache, seine Sitten, seinen Ursprung verleugnend, um seine Verschmelzung mit andern Völkern zu beschleunigen! . . . . Und das sollte die Zukunft meines Vaterlandes sein? Ich sollte diese schreckliche Nacht nahen sehn und die Sonne der Freiheit nicht mit Gewalt am Himmel festhalten, so lange es in meiner Macht steht? Nein, nein, Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, liebe Freunde; man mag meinen Namen verfluchen und mich mit einem schrecklichen Ende bedrohen, ich werde unser theures Flandern zu retten suchen, so lange ein Funken Leben in meinem Busen übrig bleibt. — Ich gehe von meinem Antrag nicht ab; ich will nach Gent gehn, um einen entscheidenden Versuch zu wagen; mein Gewissen ruft, daß ich es thun muß und ich werde es thun."

Die mächtigen Beweisgründe des Oberhauptmanns hatten einen tiefen Eindruck auf seine Freunde gemacht, ganz besonders auf Ghelnoot Van Lens. Er sah seit einiger Zeit

den sprechenden Artevelde mit von Bewunderung strahlenden Augen an, brachte dann sein Pferd dichter an den Oberhauptmann heran und sagte ihm mit gerührtem Händedruck:

„Wahrlich, Ihr habt Recht, Meister Jacob! Nicht weichen, nicht zurückgehn! Flandern retten oder sterben! Das ist wenigstens eine Sprache, die unsrer würdig ist; sie macht das Herz schwellen und erinnert uns, daß wir Vlamingen sind. Da unser Blut dem Vaterland gehört, so fließe es bis zum letzten Blutstropfen, wofern es nöthig ist. Nein, Ihr dürft von Eurem Antrag nicht abgehn!"

Der Vorschöppe schüttelte in trüber Hoffnungslosigkeit den Kopf und sprach:

„Ach, Freund Jacob, ich gestehe es, Eure Gründe sind unwiderleglich; alles was Ihr sagt, ist bittere Wahrheit. Aber läßt Eure Vaterlandsliebe Euch nicht zu, von Eurem Vorhaben abzustehn, so verschiebt doch die Ausführung desselben auf eine günstigere Gelegenheit!"

„Warten, warten? O, das darf nicht sein, Freunde", antwortete der Oberhauptmann. „Meine Zeit ist hin; mein Name, mein Einfluß ist abgenutzt; ich weiß, daß meine Laufbahn sich nothwendig zu Ende neigt. — Sollte ich nun meiner Macht Lebewohl sagen, wie ein entkräfteter Arbeitsmann, der unter seiner Last erliegt? Sollte ich denn weiter nichts errungen haben, als einen vorübergehenden Wohlstand? Nein, mein letzter Gruß an Flandern wird die Versicherung von des Landes zukünftiger Größe, von des Landes unvertilgbarer Unabhängigkeit sein. Freund Vaernewyck! Ihr wißt es, ich habe geschworen, für Flanderns Ruhm und Freiheit Alles — Alles aufzuopfern! Auf Erden kenne ich nur eine Macht, die mich von diesem heiligen Eid entbinden kann: den Tod!"

„Wir haben es zusammen geschworen", sagte der Vorschöppe. „Gott verhüte, daß ich es je vergesse; aber die Geisteskraft ist keine Feindin der Besonnenheit. Wer sagt uns, daß binnen einem Monat die Lage der Dinge nicht günstiger geworden sein wird für die Ausführung Eurer Pläne? Nun wohl, laßt uns diesen Monat Zeit zu gewinnen suchen; ich halte die Enterbung des Fürsten nicht

für so dringend, daß einige Wochen Aufschub und Ueberlegung einen unersetzlichen Nachtheil verursachen könnten.“

„Es bedarf nur weniger Gründe, Freund Vaernewyck, um Eure Ansichten darüber zu ändern“, antwortete der Oberhauptmann. „Was hindert Philipp von Valois, der zu Atrecht mit seinem Heere bereit liegt, in unser Land zu fallen? Was hindert, daß das Ungewitter des Aufstandes über Flandern losbreche? Nur die Anwesenheit König Eduard's vor Sluis. Entfernte sich das englische Heer von unsern Küsten, so würden unsre Feinde von Außen und von Innen uns schnell überwältigen. Jedermann hat die Ueberzeugung, daß Flandern sich selbst nicht mehr retten kann, weil das Volk nicht mehr geneigt ist, seinen Willen mit dem Willen seiner Anführer zu verschmelzen. Was ich bin, wurde ich allein durch die Wahl meiner Landsleute; meine Macht gehört nicht mir an; sie vergeht, sobald das öffentliche Vertrauen, woraus sie entsprungen ist, bestritten oder geschwächt wird. Was Flandern haben muß, ist ein Fürst, dessen Recht zu gebieten aus einer höhern Quelle herfließt. Die Sclaverei mit Ludwig von Nevers zurückrufen und uns den Feinden der Volksfreiheit unterwerfen . . . . ist nicht möglich. Wohlan, nehmen wir denn mit dem Prinzen von Wales die Unabhängigkeit unsres Landes und die Freundschaft einer mächtigen Freiheitliebenden Nation an, die uns stammverwandt ist und denselben Entwickelungsgang wie Flandern nehmen muß. Wenn wir nur erst den Königssohn von England in allen Städten zum Grafen würden haben ausrufen lassen, so würde bald eine starke Einigkeit entstehn; meine Erhebung, die Ursache des Neids und der Spaltung, würde Niemand mehr verletzen, da ich alle Würde und allen Einfluß in die Hände des Fürsten niederlegen würde. Flandern würde mit neuer Kraft sich erheben und durch England unterstützt Ehrfurcht denjenigen einflößen, welche seinen gewissen Fall erwarten, um es als eine lange umlauerte Beute zu verschlingen. Das Heil Flanderns, sein Ruhm, seine Wohlfahrt gebieten uns, nicht zu zögern; denn wenn wir zum Aufschieben unsre Zuflucht nehmen, kann uns Alles entgehn. Das geringste Unglück der Engländer in Bretagne würde den König

Eduard verpflichten, augenblicklich mit seiner Flotte in See zu stechen und uns unserm Schicksal zu überlassen. Jeder Tag kann uns folglich die Ketten der Unterwerfung bringen; es ist nicht allein eine Unbesonnenheit, es ist ein Verbrechen zu zaudern, wenn man nicht weiß, welcher Tag den Untergang Flanderns bescheinen kann .... Nun wohl, Freunde, seid Ihr noch immer der Meinung, daß ich meinen Antrag fallen lassen muß?"

Niemand antwortete ihm zuerst auf diese Frage, der Vorschöppe schien in tiefes Nachdenken versunken.

Nach einem Augenblick seufzte Peter Zoetaerde:

„Das alte Vlämische Grafenblut verstoßen und verlassen, um einen ausländischen Fürsten auf den Thron zu heben! Es ist ein Gedanke, bei dem mein Gewissen sich gegen meine Vernunft erhebt."

„In der That!" bemerkte Artevelde, „dieser Gedanke könnte meinen Antrag einstimmig verwerfen lassen. Ich weiß, welche Anhänglichkeit die Vlamingen an die Nachkommen der alten Grafen fesselt, aber sollte nicht eben so viel von diesem edlen Blute durch die Adern des Prinzen von Wales strömen als durch die Adern Ludwigs von Nevers? Ist er nicht der Sohn von Philippina von Hennegau, die von unsrer Gräfin Margaretha von Constantinopel abstammt? Ja, das alte Vlämische Heldenblut erfüllt auch sein Herz; und, was ihn in meinen Augen noch höher hebt: dies Blut ist nicht durch den befleckenden Einfluß des Französischen Hofes verfälscht. Kanntet Ihr denn seine Vlämische Abkunft nicht, Meister Zoetarde?"

Peter Zoetarde schien durch des Oberhauptmanns letzte Worte ganz aus seiner Traurigkeit erhoben. Er gedachte zu antworten; doch jetzt richtete der Vorschöppe plötzlich sein Haupt mit frohem Ausdruck empor und sprach:

„Ich glaube, daß ich ein Mittel gefunden habe."

Während seine Freunde ihn mit neugieriger Aufmerksamkeit ansahen, sagte er:

„Wer auf seinem Wege einem unübersteiglichen Hinderniß begegnet, der sucht seitwärts vorbei zu gelangen und erreicht ebenso gut sein Ziel. Was wir zu fürchten haben, ist: daß man in Gent ausstreuen wird, der Ober-

hauptmann kehre zurück, um seinen Antrag ungeachtet der Abstimmung von gestern durchzusetzen. Nun wohl, wir müssen den Feind nicht ahnen lassen, daß man ihm seinen Sieg streitig machen will. Sehet hier, was wir thun können; sobald wir in Gent ankommen, lasse ich sofort den Stadttrompeter durch alle Stadtviertel gehn, um zu verkündigen, daß man Dienstag um 9 Uhr sich versammeln solle, um den Bericht des Oberhauptmanns zu hören über die Versammlung zu Brügge und Ypern in Betreff des von der Genter Gemeinde verworfenen Antrags. Ich werde der Mittheilung eine Form geben, die nicht erkennen läßt, daß der Oberhauptmann willens sei, die Rechtmäßigkeit der Entscheidung von gestern in Zweifel zu ziehen. Und nöthigenfalls werde ich andere Mittel anwenden, um die Leliards und Eure Feinde glauben zu machen, daß man von dem Antrag der Enterbung abgesehn hat. Ueberlaßt das mir und haltet unsre Absichten geheim. Auf solche Weise hat Meister Artevelde nichts zu fürchten, bevor er sich in Gegenwart der Gemeinde erklärt. Wir werden unterdessen über andere Sicherheitsmaßregeln berathen. Stimmt Ihr zu, Oberhauptmann? Werdet Ihr selbst allen Erörterungen ausweichen bis zum Tage der Versammlung?"

„Wenn Ihr meint, Freund Maes, daß dieser Weg zum guten Ausgang unsres Unternehmens führen kann, so widersetze ich mich nicht und will Eurem Rath gern folgen."

„Das genügt, laßt mich nur machen" versetzte der Vorschöppe, „heute noch wird die Erbitterung gegen den Oberhauptmann in Gent abgekühlt sein! Wir werden diesen Abend mit unsern vertrautesten Freunden in Meister Jacobs Hause zusammenkommen und mit einander über das berathschlagen, was gethan werden kann .... Da sind wir bei Wandelghem. Es wäre unvorsichtig, die englische Reiterei weiter mit uns zu nehmen; die Genter Bürger würden aus dem Nahen dieser fremden Schaar Argwohn schöpfen. Oberhauptmann, werdet Ihr sie nicht verabschieden?"

„Sie wissen, daß ich sie hier verlassen muß" antwortete Artevelde. „Ich will mich jetzt bei dem Obersten für seine gute Begleitung bedanken. Reitet Ihr nur bis vor

den „Goldenen Löwen"; dort wird Lord Sturin übernachten."

Artevelde erwartete den englischen Ritter und begleitete ihn bis ins Dorf, wo er seine Freunde vor der bezeichneten Herberge stehend fand. Die Reiter saßen ab und begannen, nach Erfrischung für sich selbst und ihre Pferde zu rufen, während Artevelde den Obersten mit einem herzlichen Händedruck verließ und schnell mit seinen Reisegefährten und ihrem Geleite auf der Straße nach Gent fortritt.

Als sie der Stadt nahten, stand die Sonne bereits tief am Horizont; der Abend umhüllte die Natur mit einem goldenen Schleier; die Mauern und Wallthürme von Gent schienen von Ferne wie ein purpurner Gürtel mit glänzenden Steinen besät; alles flimmerte und glänzte in stiller prächtiger Ruhe unter dem letzten Gruß des sinkenden Tageslichts . . . ."

Bald eilten sie unter dem Muidethor durch. Das Getrappel der Pferde rief die Bürger aus ihren Häusern auf die Straße. Jedermann schien verwundert beim Anblick des Oberhauptmanns; die Meisten sahen ihn nur neugierig an, doch in den volkreicheren Straßen begegneten sie auch Handwerksgesellen, die mit großer Unverschämtheit Scheltreden und spöttische Vorwürfe hören ließen. —

So gelangten sie bis vor seine Wohnung, wo Ser Maes Van Vaernewyck und Peter Zoetaerde sich verabschiedeten, um sich nach dem Schöppenhause zu begeben.

Der Oberhauptmann ging zur Hinterthür hinein, wo Frau Artevelde, Veerle und der kleine Philipp ihn erwarteten. Er ward mit ängstlicher Freude von Gattin und Tochter empfangen; nahm seinen fünfjährigen Sohn und trug das jauchzende Kind unter zärtlichen Umarmungen hinein . . . .

Im St. Petersviertel, an der Klause von St. Quintin stand ein kleines Haus, das von einer armen Walkerswittwe bewohnt war. In dieser niedrigen Wohnung auf einem Dachkämmerchen saß ein Jüngling mit tiefgebeugtem Haupte zur Erde blickend.

Seine Kleider, obwohl von früherer Pracht zeugend, waren unsauber und abgenutzt. Sein Gesicht, von dem schwachen Schein eines Lämpchens erhellt, war entsetzlich mager und trug die unverkennbaren Spuren eines verzehrenden Seelenschmerzes. Während tiefe Runzeln ein schmerzliches Lächeln um seinen Mund zeichneten, standen seine Augen tief in ihren Höhlen und glühten von dem Feuer des Wahnsinns.

Der kranke Jüngling blieb lange in derselben Haltung sitzen, ohne daß die geringste Bewegung, der leiseste Seufzer das Leben in ihm verrieth. Endlich durchzuckte ein fieberhaftes Zittern seine Glieder; er schlug sich vor die Stirn, als wollte er ein Feuer ersticken, das in seinem Gehirn glühte. Dann sagte er mit heiserer Stimme:

„Vater, Vater, könntest Du sehen, was ich leide! Könntest Du fühlen, wie der Wurm der Verzweiflung mir das Herz, Faser für Faser zerreißt! . . . . O möchte Gott meinen Martertod in der Schale der Gerechtigkeit aufwiegen lassen gegen Deine Missethaten, — ich würde ihn noch preisen, daß er mich diesen schrecklichen Giftbecher leeren ließ . . . . Veerle, Veerle, ich hab' Dein Leben durchwebt mit Unglück und Kummer! Belohnung Deiner Liebe! . . . . Der Traualtar? Man naht ihm nicht. Ach, das Grab öffnet seinen Rachen; der Tod bereitet das ewige Hochzeitsbett . . . . Jung sein, lieben, geliebt werden, seinen Vater verdammt fühlen . . . . Ach, ach, was lebt man lange!“

Wieder versank er in sein stilles schauervolles Brüten und Träumen, bis ein Glockenton sein Ohr traf. Er stand langsam auf und ging zum Fensterchen der Kammer, indem er sein Gesicht an die Scheiben legte, um nach Außen sehn zu können.

Schnell drehte er sich um und sagte, während er einen Dolch vom Bette nahm und sich an den Gürtel befestigte:

„Es ist dunkel . . . . die Straßen sind einsam und still . . . . Der Nachtrabe kann seinen Zufluchtsort verlassen! — Hin und her irren, neue Nahrung suchen für meine bittern Schmerzen . . . . ihren Fußtapfen folgen, ringen mit grausamen Erinnerungen . . . . Thränen ver-

gießen auf ein theures Grab und vor Verzweiflung erliegen, das Auge gerichtet auf das Haus, wo meine Wiege stand! . . . . wo mein Vater . . . . o, möchte ich da sterben! So dicht bei meiner Mutter! . . . ."

Er schwieg eine Weile und schien in Bewußtlosigkeit zu versinken; plötzlich jedoch verließ er das Kämmerchen.

Herunter gekommen, grüßte er im Vorbeigehn eine alte Frau, die an der Ecke des Heerdes an einem Spinnrade saß. Er wollte die Thür öffnen, ohne ein Wort an sie zu richten, doch sie hielt ihr Rad still und sagte zu ihm:

„Du gehst aus, Jan? weißt Du, der Oberhauptmann ist in der Stadt! Ich würde diesen Abend zu Hause bleiben, wäre ich an Deiner Stelle."

Der Jüngling ließ die Thürklinke los und nahte der Frau, indem er sie fragend ansah.

„Armer Junge", antwortete sie „Du weißt auch nichts von dem, was vorgeht; und sagt man Dir auch was, Du vergißt es alsbald. Du bist doch gestern bis tief in die Nacht ausgeblieben! Hast Du denn nicht gehört, daß man dem Oberhauptmann den Tod zuschwor?"

„Ich hab' es gehört" seufzte er „aber fürchtet Ihr denn, Frau Biese, daß die Mörder es sich unterstehen würden, den Oberhauptmann anzurühren?"

„Mörder! Mörder!" rief die Wittwe verwundert aus. „Ihr wißt also nicht, daß der Oberhauptmann den Schatz von Flandern nach England geschickt hat? — Daß er das Land gegen klingende Münze an den König Eduard verkauft hat?"

Ein Lächeln des Mitleids und der Verachtung überzog das eingefallene Gesicht des Jünglings.

„Ach, leider!" rief er verzweifelt aus „die Verläumdung ist eine schreckliche Macht. Ein Gift, das tropfenweise sich selbst in den reinsten Herzen ansammelt. Es sind Erfindungen des Teufels, arme Frau!"

„Ihr glaubt es schon wieder nicht?" fragte die Wittwe. „Wohlan, Gent ist von einem englischen Heere umzingelt, das der Oberhauptmann mit sich gebracht hat, um Jeden, der über seine Ungerechtigkeit zu klagen wagt, ermorden zu lassen. Man sagt, daß er die Stadt will plündern lassen,

zur Strafe, weil wir das Land, das er so treulos verkauft hat, nicht verrathen wollen! — Aber es wird ihm nicht gelingen. Meister Geeraert Denys wird es ihm wohl wehren, und uns erlösen aus seiner Gewalt! .... Ja Du kannst wohl zittern; Jan; Gott weiß, was noch diese Nacht geschehen wird. Sieh nur durch die Scheiben auf den Platz. Da schleichen in der Dunkelheit so viel geheimnißvolle Leute vorbei — hier, wo gewöhnlich zu dieser Stunde keine lebendige Seele zu finden ist. Wer weiß, was da draußen vor St. Peters gebraut wird! Nein, geh nicht aus, mein Junge; in dem Auflauf kennt man weder Freund noch Feind; es möchte Dir etwas Schlimmes begegnen."

Seitdem die Frau den Namen von Geeraert Denys ausgesprochen hatte, stand der Jüngling mit niedergeschlagenen Augen vor ihr, wie ein Missethäter, der seine Anklage aus dem Munde des Richters hört. — Sie verließ den Stuhl und mitleidig seine Hand ergreifend, sprach sie:

„Nun, Jan, sei doch nicht so erschrocken; die Hütte einer armen Wittwe ist der sicherste Zufluchtsort, wenn es stürmt. Hierher werden sie nicht kommen; bleib zu Hause, setz' Dich neben mich, wir wollen zusammen plaudern und uns ruhig auf Gott verlassen, und fiele auch diese Nacht das Haupt des Tyrannen."

Diese Worte waren gewiß nicht geeignet, die Angst des Jünglings zu stillen; als ob sie ihn grausam getroffen hätten, zog er seine Hand zurück und richtete sich mit einem gewissen Stolze empor. Ein drohendes Feuer glänzte in seinen Augen.

Während die Wittwe über diese Veränderung erstaunte, sprach er zu ihr:

„Habt Dank; — aber ich muß gehn. Gehabt Euch wohl!"

Mit diesen Worten wandte er sich eilig nach der Thüre und verließ das Haus.

„Armer Wahnsinniger!" seufzte die Frau, indem sie traurig den Kopf schüttelte.

Mit schnellen Schritten drehte sich der Jüngling um die Ringmauer der St. Quintinklause und blieb da an der

Ecke verwundert stehn. Die tiefste Stille herrschte auf dem weiten Platz vor der St. Petersabtei und doch schwebten hunderte von Menschenschatten langsam durch die Finsterniß, in der Richtung des Hügelthors verschwindend. Aus den zwei Straßen, welche aus der innern Stadt in diese einsame Vorstadt führten, kamen ohne Aufhören schweigende Männer geschlichen, die mit leisem Tritt auf den Platz traten, um ihre Anwesenheit durch kein Geräusch zu verrathen. Abwechselnd gingen auch einige dieser geheimnißvollen Nachtwanderer vor dem Ort vorbei, wo der Jüngling halb versteckt sie beobachtete; dann bemerkte er mit steigender Angst, daß viele Beile, Hammer oder Schwerter trugen, es schien ihm gleichfalls, als hätte er Brandfackeln in den Händen mehrerer erkannt. —

Was mochte dieser düstre Aufzug zu bedeuten haben? Beile, Hammer, Fackeln! Man wollte also Blut vergießen, zertrümmern, mit Feuer und Schwert vertilgen? War die Furcht der Wittwe gegründet? Wollten Verleumdung, Neid und Rachsucht endlich ihr Opfer verschlingen? . . . .

In diesem Augenblick erschienen vier oder fünf Personen am Ende der Frauenstraße. Auf den Platz tretend nahten sie allmählig der Mauer der St. Quintinklause und gingen da, sehr leise sprechend, langsam vorbei. Der Jüngling fuhr plötzlich voll Abscheu mit dem Kopfe zurück und schlug sich die beiden Hände vors Angesicht, indem er mit erstickter Stimme seufzte:

„O Unglück! Mein Vater! Er darunter! Es sind Mörder! Ich will es wissen . . . . es verhindern . . . . ihm die schnöde Missethat noch ersparen! Vielleicht! — o Gott, stehe mir bei!"

Mit diesen Worten verließ er seinen Zufluchtsort und gedachte seinem Vater zu folgen; aber er sah nichts mehr als viele andere stillschweigende Personen, die den Platz überschritten und unter welchen man unmöglich Jemand hätte unterscheiden können. Gleichwohl schritt er über den Platz in der Richtung, die sein Vater genommen zu haben schien . . . .

Artevelde saß mit dem Ausdruck tiefster Trauer auf dem Gesicht im Hinterzimmer seiner Wohnung. Auf seinen Knieen hielt er sein fünfjähriges Söhnchen Philipp und suchte es durch seine Liebkosungen zu trösten. Er sah ihm mit durchdringendem Blick in die Augen; seine Seele schien zur Seele des bangen Kindes zu sprechen und sie waffnen zu wollen gegen der Menschen Undankbarkeit. Der Knabe verstand wahrscheinlich diese Sprache . . . . oder war es schon ein sich entzündender Funken von Heldenmuth, der ihn antrieb, seines Vaters Dolch aus der Scheide zu holen und sich lächelnd in dem blanken Stahl zu spiegeln. Wollte er sagen: ich werde dich rächen? Sein aufs Aeußerste erschütterter Vater verstand es so, und küßte den kleinen Philipp mit schmerzlicher Leidenschaft, indem er dazwischen murmelte:

„Armes Kind! Armes Kind, ach still, still, Gott wende den Gedanken ab von deinem Geist! Vergiß, was dein Vater war, dieser Weg führt zum bittersten Martertod . . . ."

Der Sohn schmiegte sich innig an den ihn zärtlich umarmenden Vater; doch wie von einem geheimen Zug getrieben, griff er alsbald wieder nach dem Dolche und fragte, als der Oberhauptmann seine Hand abwendete:

„Wann werden die Franzosen nun kommen, Vater? Kann man ihrer Viele mit solch einem Dolch durchstechen?"

Artevelde legte seine Hand auf den Mund des Kindes und sagte:

„Sei stille, Philipp; Schwester Veerle ist so krank."

Nicht weit von da saß die Gattin des Oberhauptmanns. Ihre Augen waren roth und zeugten von einem tiefen Schmerz. Sie hielt ihren Blick auf Artevelde gerichtet und schien beim Anblick seiner ängstlichen Liebe zu dem Kinde tief zu leiden. Auf ihrem Schooße ruhte der Kopf von Veerle, die ihr Gesicht verbergend hörbar schluchzte.

Der Oberhauptmann mußte sicher mit seiner Frau eine lange und aufregende Unterredung gehabt haben; denn an der Todtenstille, welche jetzt im Gemach herrschte, war hinreichend zu erkennen, daß Alle mit düsterm Weh erfüllt

waren, und den letzten Brunnen möglichen Trostes ausgeschöpft hatten.

Nach einiger Zeit ward die Frau aufs Neue erschüttert durch ein harmloses Wort des Kindes: Thränen entfielen ihren Augen. Zu gleicher Zeit hörte man an der Vorderthür einige Stimmen, worunter man die des Vorschöppen erkennen konnte.

„Jacob, da sind deine Freunde!" sagte die traurige Frau.

Artevelde ließ den Knaben von seinem Schooß springen und ging zu seiner Gattin. Er legte ihr den Arm um den Hals und küßte sie auf die Stirn, indem er sagte:

„Edles Weib! Du leidest, Dein Mutterherz bricht .... und doch willst Du Jacob nicht abziehen von seiner Pflicht; Du gibst ihm Muth zum Vollenden seines vaterländischen Werks. Wird unser theures Flandern von Sclaverei und Verderben gerettet, — so wird man sagen, daß ich dies Riesenwerk vollbrachte .... Aber Dir allein, wunderbare Heldin, wird das Vaterland seine Freiheit zu verdanken haben. — Denn Du allein, Mutter meiner Kinder, Du hattest das Recht, mir zu sagen, „halt ein! Laß das Vaterland in den Abgrund sinken, rette ein Leben, das Dir nicht zugehört! Du hast es nicht gesagt! Dank, Dank, sei gesegnet, Cathelyne!"

Seine Gattin sah ihn mit schmerzlichem Lächeln an und drückte seine Hand, als wollte sie ihn noch bestärken, obschon ihr Mund ihr eine Bestätigung der verhängnißvollen Zustimmung versagte.

„Cathelyne" sprach der Oberhauptmann, „vergrößere Dein Leid nicht durch schmerzliche Betrachtungen. Noch drei Tage trennen uns von dem feierlichen Augenblick. Gott kann viele Wunder thun in so kurzer Zeit. Tröste Dich mit diesem Gedanken, mache es unsrer armen Beerle begreiflich; ich versichere Dir, es kann mir nichts Böses widerfahren vor dem Tag der Versammlung. Ein unüberwindliches Angstgefühl macht Dich für jeden Augenblick zittern, ich weiß es; doch Du hast Unrecht, Cathelyne. Alles ist ruhig und still in der Stadt; die Anzeige, daß ich öffentliche Erklärungen geben werde, hat die Gemüther be-

ruhigt; meine Freunde sind schon nach oben gegangen, sie bringen mir gute Nachrichten. Sei guten Muths bis ich wieder komme, Cathelyne!"

Frau Artevelde drückte noch kräftiger die Hand ihres Gemahls. Dies war ihre einzige Antwort . . . .

Der Oberhauptmann verließ das Zimmer und stieg hinauf zu seinen Freunden . . . .

Ein Mann, keuchend vor Hast und Ermüdung lief in aller Eile den St. Petersberg hinab; der Schweiß rann ihm von der Stirn; er hob die Hände klagend vor sich auf, wie Jemand, der ein großes Unglück verkündigen will. Von Zeit zu Zeit blieb er jedoch plötzlich stehn und wendete sein Gesicht zurück nach dem Berg, von wo ihm aus der Ferne eine rothe Gluth, wie von einem schrecklichen Brande entgegenglänzte. Dann setzte er mit wahnsinnigem Geheul seinen Lauf fort durch das Wallthor und stürzte bald mitten unter die Knappen von St. Johann, die vor der Wohnung Artevelde's Wache hielten.

Ohne auf die Anwesenheit dieser Leute zu achten, sprang er nach der Thür und wollte anklopfen; doch man riß ihn mit Gewalt davon weg.

„Um Gottes Willen, haltet mich nicht auf!" rief er, „erkennt mich, Freunde; ich bin Lieven! Lieven Denys! Ich muß, ich muß den Oberhauptmann sehn! Schnell! Schnell!"

Beim Klange seiner Stimme erkannte man ihn wirklich und beeilte sich, die Thüre öffnen zu lassen. Er flog hinein und stürzte blitzesschnell in das Zimmer, wo Frau Artevelde und ihre Tochter noch in derselben Haltung saßen.

„O flüchtet! flüchtet!" schrie er. „Da sind sie! Der Oberhauptmann, Feuer, Schwert, Mörder!"

Frau Artevelde sprang voll Schreck auf und nahm ihren Sohn in die Arme, indem sie voll Angst den keuchenden Lieven ansah, als ob sie von seinem Wahnsinn das angekündigte Unglück erwartete.

Veerle stand zitternd da und schaute mit stierem Blick das fleischlose Gerippe an, das da so plötzlich vor ihr erschienen war. Sie konnte nicht glauben, daß dieser gespensterhafte Mensch ihr Geliebter sein könnte, und floh erschreckt vor ihm. Er aber, von Angst getrieben, lief ihr

nach; und, sie um den Leib fassend, schleppte er sie mit eifersüchtiger Gewalt nach der Thür, indem er zu Frau Artevelde rief:

„Schnell, den Oberhauptmann! Er fliehe, er fliehe! Der Tod, der Tod! — O, Freundin" sagte er zu Veerle, die mit Entsetzen ihm Widerstand bot, „komm, komm, folge mir, ich will Dich retten, Dich befreien; o Gott, Du weigerst Dich! Du willst sterben .... in Strömen Blut! Verschlungen werden durchs Feuer! Ach! Ach!"

Auf den Lärm kam der Oberhauptmann mit seinen Freunden herunter. Ghelnoot lief auf den los, der Veerle entführen zu wollen schien und riß ihn mit einem einzigen Ruck rücklings auf den Boden.

„Gott!" rief er, „es ist Lieven!"

Der Jüngling mußte sich stark verletzt haben, gleichwohl sprang er schnell wieder auf und knieete mit aufgehobenen Armen vor Artevelde nieder, indem er ihm zurief:

„O, Meister Jacob, hört mich an, um Gottes Willen! Auf dem St. Petersberg, eine höllische Verschwörung! Vier hundert Mörder! Sie kommen! Flieht weg von hier! Ach, rettet Euer theures Leben!"

Dann stand er wieder mit fieberhafter Angst auf, lief nach dem Kamin und sagte:

„Horcht, da oben — in der Luft! Das Geheul! Es naht .... da sind sie!"

Zuerst hatte die Ueberraschung fast einen Jeden betäubt; jetzt aber, wo die schreckliche Wahrheit der Ausrufungen Lievens nicht mehr zu verkennen war, begann Jeder sich nach Mitteln umzusehn, um die Gefahr zu beschwören.

Ghelnoot Van Lens lief mit fünf oder sechs Andern zum Zimmer heraus, rufend, daß man die Thüre verrammeln sollte.

Ser Van Vaernewyck, Jacob Masch und Wilhelm Van Huse suchten mit Thränen in den Augen den Oberhauptmann zur Flucht zu bewegen. Artevelde wies jedoch ihren Rath zurück und antwortete ihnen nur mit der Bitte, sie möchten seine Gattin und Kinder wegführen und in Sicherheit bringen.

Die Freunde des Oberhauptmanns, überzeugt, daß er den Platz nicht verlassen würde und unwiderruflich beschlossen hätte, zum wüthenden Volke zu sprechen, wollten Frau Artevelde und ihre Tochter mit Gewalt aus dem Zimmer führen; doch jetzt zeigte sich ein schreckliches Schauspiel von Verzweiflung und Liebe.

Die angstvolle Frau umklammerte die Kniee ihres Gemahls und rief in schneidendem Tone zu ihm, während Veerle in der äußersten Verzweiflung, ihn an der Hand zerrte:

„O, Jacob, Jacob, erbarme Dich meiner! Komm, fliehe! Sieh, Deine Kinder! Ach Gnade, Gnade für sie!"

Ein Getöse von hundert rasenden Menschenstimmen schallte in der Ferne über die Häuser hin.

Sprachlos und durch unzählige Qualen zerrissen küßte Artevelde sein Weib, seine Tochter und sein unschuldiges Söhnchen.

Ein schrecklicher blutrother Schein fiel von außen ins Fenster und erleuchtete plötzlich diese feierliche und gräßliche Abschiedsscene.

„Wehe! Wehe! da sind sie!“ heulte Frau Artevelde „Jacob, o Jakob!

Aber der Oberhauptmann riß sich von den Seinen los und während sie weggeführt wurden, rief er:

„Cathelyne! Veerle! Philipp, mein Kind, ach vergebt mir, vergebt mir!“

Wie zerschmettert blieb der Oberhauptmann stehn, bis ein entsetzliches Mordgeheul vor seiner Wohnung aufstieg und die Luft wie ein furchtbarer Donner erfüllte, — bis die Glut der Fackeln Alles mit flackerndem Schein erhellte und das Rachegeschrei ihm verständlich in die Ohren klang:

„Das Blut des Verräthers! Seinen Kopf! — Der Schurke, der den Schatz von Flandern stahl; der feige Tyrann! Der Landverkäufer! Er muß ermordet, zermalmt werden! Schlagt ihn todt! Schlagt ihn todt!“

Da erhob Artevelde das Haupt und ein Ausdruck von Trotz mit tief gefühltem Mitleid vermengt, überzog sein Gesicht.

„Unglückliches Volk!“ seufzte er, „immerwährender Spielball in der Hand der Bösen! Könnte mein Blut das Sühnopfer sein, und Flandern retten! Aber nein! Ihr mordet Euer Vaterland! Arme Verblendete! Gott vergebe Euch, was Ihr thut!“

In diesem Augenblicke kam Ghelnoot Van Lens mit einigen andern Freunden zum Zimmer herein und schleppte mit großer Anstrengung Kasten und Tische nach dem Gang, indem er zum Oberhauptmann sagte:

„Die Wölfe können draußen heulen, soviel sie wollen; aber bei St. Lieven, sie sind noch nicht drin! Muß man unser Leben haben, dann soll man es theuer bezahlen. Seid ohne Sorgen . . . .“

Auf dem Calanderberg vor der Wohnung des Oberhauptmanns standen ungefähr vierhundert wüthende Handwerksgesellen, die in entsetzlichen Tönen schrieen und brüllten, daß sie Artevelde's Kopf haben wollten, — und einander durch die schrecklichsten Verwünschungen zu Raserei und Mord erhitzten.

Alle waren mit Beilen, Hämmern, Schwertern oder Dolchen bewaffnet. Eine große Anzahl trug brennende Fackeln in der Hand, deren flackerndes Licht Alles blutroth färbte.

Die acht und zwanzig Knappen des St. Johanneskirchspiels standen schlachtfertig vor der Thüre von Artevelde's

Hause; da jedoch die Menge sich darauf beschränkte, Rachegeschrei auszustoßen und mit den Hämmern und Schwertern auf den Boden zu schlagen, so ließ es die Wache geschehen, indem sie nur Sorge trug, daß Niemand der Thüre nahte.

Bei der Linde, in der Mitte des Marktes stand Geeraert Denys, Jeden anspornend zur Ausführung der beschlossenen Rache und berathend wie man den Sturm anfangen sollte, um das Opfer nicht entschlüpfen zu lassen. Es lag etwas so abscheulich Boshaftes in der Freude, welche ihn jetzt zu entzücken schien, daß sein Helfershelfer Calevoet sogar das Gesicht mit einer Art von Schauder von ihm abwandte. Der Oberälteste hielt ein kurzes Beil in der Hand und schwang dasselbe bisweilen jauchzend über sein Haupt als ein Signal zu heftigerem Mordgeheul. —

Vielleicht hätte man die bedrohte Wohnung bald erbrochen; doch ein heftiger Streit, der vor der Herberge „der Fuchs" plötzlich sich erhob, machte daß Jeder nach dieser Seite hin drängte um zu vernehmen, was da vorging. Es war der Blaufärber Lieven Comyne, der mit etwa zehn Gesellen gegen die böswilligen Anhänger von Denys loszog und ihnen ins Gesicht rief, daß sie feige Mörder, Leliards und verächtliche Schelme wären. Einige wollten ihm zu Leibe und würden ihn unfehlbar getödtet haben, wäre nicht unerwartet aus dem Schooß des Haufens ein furchtbares Geschrei gen Himmel gestiegen, — woraus man allein den Ruf: „Der Oberhauptmann! Der Oberhauptmann!" unterscheiden konnte.

Ein Fenster im ersten Stock von Artevelde's Haus hatte sich geöffnet. — Da stand der weise Mann selbst, über die eiserne Brüstung sich beugend und mit der Hand ein Zeichen gebend, daß er sprechen wollte. Erleuchtet, wie er war durch die grelle Glut der Fackeln, konnte man auch die geringste Gemüthsbewegung auf seinem Gesichte unterscheiden. Keine Angst, keine Furcht war darauf zu lesen, es zeugte nur von stiller Trauer und innigem Mitleid.

Zuerst war es ihm nicht möglich, die Stimme verständlich zu erheben, denn die Menge strömte von allen Seiten heulend zusammen, und hob Waffen und Fackeln drohend zu ihm auf.

Endlich legte sich das Getöse und Artevelde sprach:

„Freunde, was wollt Ihr von mir? Was erbittert Euch so sehr gegen mich? Sagt mir, was ich Unrechtes kann gethan haben, ich will es nach meinem Vermögen ersetzen."

„Rechnung über den großen Staatsschatz von Flandern, den Ihr gestohlen habt, müssen wir haben", ward ihm in verworrenem Lärm zugeschrieen.

„Man betrügt Euch, Freunde" antwortete Artevelde „dem Schatz von Flandern entnahm ich niemals einen einzigen Groot. Geht ruhig zurück nach Hause; ich bitte Euch, kommt morgen

am hellen Tage wieder, ich werde Euch, zu Eurer Zufriedenheit, Rechnung ablegen über Alles, was Ihr verlangen könnt. — Ihr werdet sehn, daß man Euch verführt hat!“

„Nein, nein“, rief Geeraert Denys, indem er mit schrecklichem Lachen Artevelde bedrohte, „auf der Stelle müssen wir Rechnung haben. Wir wissen, daß Ihr den Staatsschatz geraubt und wie ein gemeiner Dieb nach England geschickt habt. Ihr sollt uns so nicht entschlüpfen. Ihr müßt sterben, Landesverräther!“

„Er muß sterben!“ heulten seine Anhänger ihm nach.

„Komm herab von da oben und sprich nicht mehr von solcher Höhe herab zu uns, Tyrann!“ schrie ein anderer Haufe ihm zu.

Artevelde versetzte, indem er seiner Stimme mehr Kraft und Nachdruck gab:

„O Freunde, Ihr verlangt meinen Tod! Denkt Ihr denn nicht daran, daß ich meine Ruhe, mein Vermögen und mein Leben Preis gab für Flanderns Erlösung und für Eure Wohlfahrt? Daß Ihr hier auf demselben Platz, wo Ihr jetzt mein Blut vergießen wollt, geschworen habt, mir beizustehn und mich bis zum Tode zu vertheidigen? Seid Ihr es nicht, die Ihr mich mit erhobenen Händen batet, Euch Freiheit und Nahrung zu geben? Hat Gott mein kühnes Streben nicht gesegnet? O, bekennt es, Gesellen: ich wenigstens habe mein Wort gehalten; ich habe Flandern erhoben aus der Hungersnoth, es erlöst von der Unterdrückung, es wieder aufleben und glänzen lassen in Wohlstand, Ruhm und Größe .... Und nun wollt Ihr mich ungerechter Weise ermorden, Eure Hände tauchen in mein unschuldiges Blut? Trauriger Lohn für all das Gute, das ich zu thun strebte und mit Gottes Hülfe auch gethan habe! — Mein Leben könnt Ihr nehmen; ich bin nur ein einziger Mensch gegen Euch alle, aber, ich beschwöre Euch, Gesellen, bevor Ihr Euch mit dieser Uebelthat befleckt, bedenkt, wem Ihr unwissend zum Werkzeug dient, erkennt, daß die Feinde unsrer Freiheit Euch verblendet haben, um Flandern seine eigenen Eingeweide zerreißen zu lassen, damit es entnervt den Nacken beuge unter das schimpflichste Joch. Seid Ihr denn keine Söhne Flanderns mehr? Hat Gent Eure Wiege nicht getragen, daß Ihr Vaterland, Freiheit, Ruhm aufgebt, um Euch an dem Vergießen von Bruderblut erlustigen zu können? Nein, nein, Ihr werdet mich weiter anhören; der Nothschrei des sterbenden Flanderns wird aus meinem Mund in Eurem Herzen wiederhallen, Euch den Schleier von den Augen ziehen und Euch zurückrufen zum heiligsten Pflichtgefühl. Wehe, wehe über uns, Gesellen, wenn Ihr taub bleibt für diesen feierlichen Aufruf ....“

Schon begann das mächtige Wort Artevelde's die Aufmerksamkeit der Menge zu fesseln und die Leidenschaften abzukühlen.

Ein bittrer Grimm umwölkte das Gesicht von Geeraert Denys, der mit düstrer Wuth bemerkte, daß ihm sein Opfer entschlüpfen würde. Schon hatte er versucht, durch wüstes Geschrei den Oberhauptmann an der Fortsetzung seiner Rede zu hindern, doch der Ruf: Laßt ihn sprechen! Laßt ihn sprechen!" der ihm aus allen Ecken des Marktes bedrohlich entgegenklang, nöthigte ihn, dies fruchtlose Mittel aufzugeben. — Plötzlich drängte er sich eilig zwischen den lauschenden Handwerksgesellen hindurch und schien geheime Befehle auszutheilen; denn Viele verließen auf sein Wort ihren Standplatz, um sich unter den Baum zu begeben. Nach einigen Augenblicken waren dort ungefähr fünfzig Männer versammelt; sie sprachen eifrig aber mit gedämpfter Stimme zu einander und schienen etwas Böses im Sinne zu haben, denn sie betrachteten Beile und Dolche mit einem gräßlichen Ausdruck rachsüchtiger Freude.

Geeraert Denys verfügte sich bald zu ihnen und sagte ihnen einige Worte, indem er sie stillschweigend in den „Paddenhoek" führte.

Lieven Comyne bemerkte diese nichts Gutes bedeutende Bewegung, deren Zweck er errathen konnte. Er versammelte schnell einige seiner Freunde.

An der Hinterthüre vor Artevelde's Wohnung angekommen, begann Denys mit seinen Verschwornen ein wüstes Gejauchz anzustimmen und mit Hämmern und Beilen die schwache Pforte zu bestürmen.

Das Getöse dieses Angriffs und die hohlen Hammerschläge dröhnten wohl mächtig an die Häuser des Marktes, doch wurde Artevelde dadurch nicht gehindert verständlich zu seinen bereits besänftigten Zuhörern zu sprechen ....

In dem Zimmer, dessen Thür in den Gang nach dem „Paddenhok" sich öffnete, standen Artevelde's Freunde, bereit um mit den Waffen in der Hand für seine Vertheidigung zu sterben.

Ghelnoot Van Lens hielt ein großes Schwert empor; neben ihm befand sich an der einen Seite der alte Peter Zoetaerde und an der andern Lieven Denys, beide mit einem Dolch bewaffnet. Hinter ihnen, Alle kampffertig nach der Thüre hingewendet, standen Gossyn Alyp und Bodin Wenemaer, die tapfern Anführer der Weißen „Kaproenen", Peter Van den Hovene, Jan Van den Bossche, Van Caudenhove, Jan Zelle, Wilhelm Yoens und einige Diener des Oberhauptmanns.

Mit gespannter Aufmerksamkeit und einander Unerschrocken-

heit einsprechend horchten sie auf die donnernden Hammerschläge und das Geheul, das vor der Außenthür im „Paddenhoek" so drohend erklang.

Endlich hatten die Mörder die Pforte zertrümmert und strömten triumphirend in den Gang hinein. Jetzt begannen sie mit ihren Hämmern die Thür des Zimmers anzufallen und aus ihren Angeln zu schlagen; es dauerte nicht lange, so fiel diese schwache Schutzwehr zum Zimmer hinein und stürzte zu Boden, indem sie den wüthenden Angreifern Eingang gewährte.

Das Schwert Ghelnoots spaltete dem ersten dem Kopf; Lievens Dolch durchbohrte dem zweiten die Brust. Gleich schnell erkor sich jeder ihrer Freunde ein Schlachtopfer: — in demselben Augenblicke lagen fünf oder sechs Mörder in ihrem Blute schwimmend da.

Bei diesem Anblick fuhren die Uebrigen mit Gewalt zurück. Da sie in dem engen Gang nur zwei oder drei zugleich stehen konnten und getroffen wurden, bevor sie ihre Waffen gebrauchen konnten, so begriffen sie wohl, daß wenige von ihnen in das Zimmer gelangen würden und sie einem sichern Tode entgegeneilten, wenn sie auf diesem Wege zu Artevelde durchdringen wollten. Sie gedachten demnach zurückzukehren .... aber weiter im Gange heulte eine vorwärtsdrängende Menge, die mit unüberwindlicher Gewalt die Vordersten wie ein Strom zum Zimmer hineintrieb.

Artevelde's Freunde wurden durch die große Anzahl der Angreifer trotz der tapfersten Gegenwehr zurückgetrieben und mußten ihren günstigen Standort verlassen.

Bald war das Zimmer mit Mördern angefüllt. Ghelnoot und seine Gefährten, von allen Seiten umringt und an die Mauer gedrängt vertheidigten sich wie Löwen und schlugen und stachen um sich, obwohl ihr Blut bereits aus vielen Wunden lief.

Meister Van Lens suchte mit seinem Schlachtschwert sich einen Ausweg durch die Feinde zu bahnen und entfernte sich dadurch von seinen Freunden. Sein Schwert zerbrach in diesem gefährlichen Moment, und ein Beil stieg über seinem Haupte in die Höhe. Lieven bemerkte die Todesgefahr, die seinen Freund bedrohte, und sprang mit aufgehobenem Dolche nach ihm zu, um denjenigen, der das Beil trug, zu durchstechen. Er kam zu spät: der tapfere Ghelnoot lag zuckend in seinem Blute! Gleichwohl richtete der Jüngling seinen Dolch nach der Brust des Mörders. Schon berührte der Stahl die Brust ..,. da erkannte Lieven seinen Vater! -- Ein herzzerreißender Schrei fuhr aus seinem Mund; — und indem seine Seele mit diesem Schrei entfloh, stürzte er unter die Füße der Kämpfenden, wo sein Körper bald zertreten wurde.

Mehr als dreißig Leichen lagen auf dem Boden, verstümmelt, zerhackt, mit gespaltenem Kopf, mit geöffneter Brust .... das Blut floß in Strömen zwischen den Leichnamen.

Die Freunde des Oberhauptmanns waren noch nicht Alle niedergehauen, noch vier oder fünf wehrten sich vor der Treppe, die zu dem Zimmer führte, wo der Oberhauptmann sich befand. Doch auch sie waren dem Unterliegen nahe, ein Schwerthieb von Jan Calevoet hatte den alten Peter Zoetaerde niedergeschmettert.

Da kamen plötzlich zwölf andere Handwerksgesellen mit heftigem Geschrei durch den Gang zum Zimmer hineingeströmt. Sie schienen angeführt durch einen jungen Mann, der eine dicke eichene Stange als Waffe trug und an seinen blauen Händen als Blaufärber erkannt wurde.

„Lieven Comyne, Du mußt sterben!“ rief Jan Calevoet dem Jünglinge zu, indem er mit seinem Schwert auf ihn zu lief; aber ehe er den Schlag geben konnte, fiel die Eichenstange zermalmend auf seinen Schädel. Sein Gehirn spritzte an die Mauer .... Während Lieven Comyne durch die Wucht seiner Waffe selbst vornüber sich neigte, bohrte ihm ein Dolch durch die Weichen, und er stürzte seufzend auf die Leiche Calevoets nieder.

Die übrig bleibenden Freunde und Diener, als sie sahen, daß man ihnen Entsatz brachte, verließen die Treppe und drangen auf die Mörder ein. Gleichwohl durften sie trotz aller Wunder von Heldenmuth, die sie verrichteten, keine Hoffnung auf Sieg hegen. Sie hatten zu viele Feinde zu bekämpfen.

Geeraert Denys hatte mit triumphirender Freude bemerkt, daß der Zugang zur Treppe frei geworden war. Er verließ das Gefecht, wandte sich nach dieser Seite und schrie:

„Nach oben! Nach oben!“

Dann lief er seinen Leuten voraus die Treppe hinan.

In's Zimmer tretend sah er Artevelde noch zum Volke sprechend am Fenster stehn. Mit teuflischem Jauchzen sprang er auf Artevelde los und gab ihm mit seinem Beile einen so heftigen Schlag, daß er mit gespaltenem Haupt auf die eiserne Brüstung stürzte und sein unschuldiges Blut aus der breiten Wunde in Strahlen auf die horchende Menge spritzte.

„Volk! Gent! .... Flandern!“ war der letzte Seufzer des weisen Mannes.

Geeraert Denys ließ mit seinen Verschworenen seine Wuth noch an dem Leichnam Artevelde's aus, so daß dieser ganz unkenntlich wurde.

Endlich banden sie der Leiche einen Strick um den Hals und schleiften sie mit wüstem Gebrüll die Treppe hinunter auf die Straße.

Beim Anblick des blutbedeckten Schlachtopfers ergriff die meisten Handwerksgesellen ein plötzlicher Schreck; sie begriffen nun erst, welch' ein unaustilgbares Brandmal diese Uebelthat auf ihre Stirn drücken würde und entfernten sich mit Abscheu von der Leiche oder drohten augenblicklich Rache zu nehmen für die That, woran sie Alle leider! gleich viel Schuld hatten.

Die Mörder ließen jedoch der Menge die Zeit nicht, ihre Billigung oder ihren Unwillen zu bezeugen. — Sie schleppten die Leiche eine Weile durch den Koth fort und verschwanden in der undurchdringlichen Finsterniß.

Das war das Ende des weisen Mannes von Gent! Das war der Lohn für sein ruhmvolles Heldenleben!

Ende.

Aschendorff'sche Buchdruckerei in Münster.